



Ludwig Storch

Den Freibeutern

Dritter Teil

Ludwig Storch

Der Freibeuter

Dritter Teil

Historischer Roman

Inhalt

Schiffbruch der Graf Mörner	7
Herzensgeschichten	23
Auf Seeland	32
Norcroß in Stockholm	45
Zwei Seelen in einer Brust	57
Eine Schlinge	67
Kanonen- und Schiffstaufe	77
Selige Vereinigung	85
Schneller Glückswechsel	105
List und Gewalt	113
Nocroß im Kerker	122
Alte Bekannte	134
Norcroß in Frankreich und Russland	143
Norcroß in England und Frankreich	149
Norcroß' Aussicht auf eine Königskrone	156
Norcroß' verwegene Vorschläge	165
Neue Unglücksschläge	176
Norcroß in Kopenhagen	184
Tollkühne Flucht	192
Wieder ein Fang in der Menschenfalle	208
Der Adler im Käfig	217

Schiffbruch der Graf Mörner

Norcroß hatte den Winter in einsamer Unverträglichkeit, fern von seiner Frau und seinen Freunden, siechend und in sein Zimmer gebannt im Marstrander Hafen zugebracht. Er war mit seinem Schicksal zerfallen und hatte sich so in sich hineingedüstert, dass er auf dem Punkt stand, ein Menschenfeind zu werden. Nur eine Hoffnung kettete ihn noch an das Leben, in den ersten Frühlingstagen auf das Meer hinauszufahren. Auf das unbeständige Element trieb ihn sein ödes Herz. Für nichts anderes hatte es mehr Sinn und Leidenschaft.

Und er rüstete sein Schiff und stieß hinaus in die winterlich bewegte Welle, zum Schrecken seiner Leute, zum Stauen der anderen, denn zu dieser Zeit getraute sich ohne Not kein Schiffer hinaus, und arge Stürme standen bevor. Niemand konnte sich erklären, was er schon draußen wollte, da an Beute noch lange nicht zu denken war. Er wusste es wohl, aber er schwieg. In seinen Mantel gehüllt, den Hut in die Stirn gedrückt, schaute er sehnsüchtig hinaus in die Wasserwüste. Die Wellen schlugen an das Schiff und grüßten zum Willkommen, und mit jedem Gruß wurde ihm leichter. In einer Kanonenluke saß Juel, seinem Gefängnis in Kopenhagen entschlüpft und mit Lebensgefahr nach Marstrand entwichen, und fing den Wellen die Schaumützen weg und freute sich kindlich des Spiels. Schon war das Schiff einen halben Tag gelaufen und niemand von der Bemannung wusste, wohin es bestimmt war. Es ging auf Geratewohl in der Nordsee, und Pehr Pehrson wusste seiner Verlegenheit kein Ende, dass er noch immer keine Befehle, die Richtung der Reise betreffend, vom Kapitän er-

halten hatte. Endlich zog er kopfschüttelnd den Hosengürtel an, kämmte mit den Fingern die Haare unter die Lederkappe, schlug mit den nervigen Armen um sich, als wollte er irgendetwas Unangenehmes abwehren, schob dann seine eckige Gestalt auf den schweigsamen Kapitän zu, stellte sich vor demselben hin, grüßte seemännisch mit Ehrerbietung, räusperte sich und sprach mit heiserer Stimme: »Da Ebbe Reetz treulos geworden und zu den dänischen Hunden übergelaufen ist, so haben wir auf der Graf Mörner einen neuen Steuermann nötig gehabt.«

»Das hat seine Richtigkeit«, versetzte Norcroß.

Der Bootsmann, kein Freund vom Sprechen, erwartete, dass ihn der Kapitän verstanden habe, und verstummte so lange, bis ihn Norcroß durch ein kräftiges »Weiter!« zum abermaligen Reden antrieb.

»Wir haben auch diesmal einen Schiffskaplan an Bord genommen, damit die Jungen, wenn ihnen das Takelwerk zerschossen wird, nicht vom Teufel gekapert werden, sondern mit einem Avis des Kaplan in den Himmelshafen einlaufen. Ihr habt den Pfaffen selbst bestellt, und ob er wohl Gottes Willen weiß, wie er vorgibt, so weiß er doch nicht Euren, so wenig wie der neue Steuermann und ich.«

»Es ist auch nicht nötig«, versetzte Norcroß mürrisch.

»Nicht nötig? Für den Pfaffen, das ist wahr. Aber für uns, das ist nicht wahr. Wir müssen Euren Willen wissen, Kapitän, oder beim roten Dänen! Wir laufen in geradem Strich auf die Themse und legen an der Londoner Brücke an.«

»Seid Ihr toll, Meister Pehrson! Was sollen wir an der Londoner Brücke?«

»Dasselbe, was wir hier sollen. Sagt uns, wohin es gehen soll, und der Steuermann wird das Steuer und ich das Log-

buch führen, wie sich's gebührt.«

Der Bootsmann trocknete sich mit dem schmutzigen Ärmel seiner Leinwandjacke den Schweiß von der Stirn, den ihm das ungewohnte Sprechen ausgetrieben hatte. Nun erst verstand ihn der Kapitän und erinnerte sich lächelnd, dass er über die Richtung der Fahrt noch nichts bestimmt hatte.

»Haltet nur immer Backbord, Südwest.«

»Aber der Wind pfeift Nordwest und treibt uns den jütländischen Wällen zu.«

»Werft das Schiff gegen die anströmende See, refft alle Segel ein! Ich will's einmal mit Sturm und Wellen zu tun haben.«

»Heiliger Gott!«, sagte der Bootsmann halb leise mit einer erschrockenen Bewegung und entfernte sich scheu zur Kajüte, während Norcroß sich wieder über den Hackebord bog und von Neuem seinen düsteren Gedanken nachhing.

Als der Bootsmann den Offizieren des Schiffs den Willen des Kapitäns mitgeteilt hatte, verfügte er sich in eine Ecke, wo an einem mit Gläsern bedeckten Tisch der Schiffschirurgus und noch ein anderer Mann saßen, welcher Letztere an dem schwarzen weiten, hier und da gestickten und abgetragenen Rock von grobem Tuch über Matrosenjacke und Beinkleidern, und an der schmutzigen Samtkappe als der neue Kaplan der Graf Mörner zu erkennen war.

»Unser Kapitän leidet am Verstand. Gott steh ihm bei!«, flüsterte Meister Pehrson diesen beiden zu, die mit einer schmierigen Karte Rommelpiket spielten, und deutete dabei, die Augen verdrehend, mit dem Zeigefinger nach der Stirn.

Das kleine, schwarzbraune, zusammengedrückte Gesicht

des Kaplans hob eine aufgestülpte Nase und schwarze stehende Augen zu dem Sprecher empor und betrachtete ihn neugierig. Habermann blieb in seiner phlegmatischen Ruhe und lächelte dummgleichgültig vor sich hin.

»Entweder fehlt es ihm am Leib oder an der Seele«, fuhr der Bootsmann, die Worte mit Mühe zusammensuchend, fort. »Fürs Erstere muss Meister Habermann, fürs Letztere müsst Ihr Rat schaffen, hochwürdiger Herr.«

»Der Hexenmeister hat's ihm angetan«, sprach Habermann, dabei gähnend. »Seit der Teufelsbraten fort ist, hat der Kapitän gekränkelt und ist kein Auskommen mit ihm gewesen. Hat doch den ganzen Winter über ein Geheimnis aus seinem Aufenthalt zu Marstrand gemacht werden müssen, damit ihn seine junge, hübsche Frau, die ihm nicht das Geringste zu Leid getan hat, nicht ausspüre und aufsuche. Das ist, mit Verlaub zu sagen, schon halb verrückt.«

»Wenn er vom bösen Geist besessen ist, so geht Ihr zuerst hinauf, Herr Magister«, bat der Bootsmann den Geistlichen. Unterdessen war auch der Kapitänlieutenant Gad hinzuge treten und sagte: »Prüft ihn genau, Leionstjern, und wenn Ihr Meister Pehrsons Vermutung bestätigt findet, so müssen wir zusammentreten und einen Rat halten, um zu einem vernünftigen Entschluss zu kommen, denn wir werden uns doch bei Seemannsehre nicht von einem Tollen dem Teufel in den Rachen führen lassen. Es gibt noch andere Männer, die die Graf Mörner zu des Königs besserer Zufriedenheit führen würden.« Damit warf er sich in die Brust und schaute selbstgefällig um. Aber niemand achtete auf ihn, und Meister Habermann sagte. »Mit Verlaub zu sagen, Herr Magister, Eure Bibel kommt mir vor wie mein Bindezeug. Ihr habt da drinnen alles, was man zu einer Seelen-

kur braucht, Zangen, die armen Seelen zu zwicken, Scheren, ihnen die bösen Gedanken auszuschneiden, Lanzetten und Messer, die gottlosen und lästigen Geschwüre zu stechen und zu schneiden. Na, sucht den Aderlassschnäpper heraus und zapft des Kapitäns vollblütiger Seele ein paar Pfund ab. Das wird helfen. Geht, Magister!«

Der Schiffsgeistliche leerte den Rest von Grog aus seinem Glas, warf die Karte bei Seite und zerrte aufstehend an einem ledernen Riemen, der ihm über die Achsel lief, und an dessen Enden ein in unschimmeres Schweinsleder gebundenes, mit messingenen Ecken und Klausuren versehenes Buch hing, gleich einer Patronentasche auf seiner linken Hüfte ruhend. Es war seine Handbibel, die nun auf seinen Bauch zu liegen kam, riss die Haken mit einem verdrießlichen Gesicht auf und blätterte in den mit Grog getränkten und mit Schmutz bemalten Blättern. Der Bootsmann fasste ihn aber ohne Umstände bei der Schulter und schob ihn mit herkulischer Kraft die Treppe hinauf. Der Kaplan hielt die Bibel so weit vor, wie die Länge seiner Arme es gestattete, um womöglich jeden Angriff des bösen Feindes aus dem Kapitän dadurch niederzuschlagen, denn in der Tat traute er der Bibel diejenige geistige und geistliche Kraft zu, die er selbst nicht zu besitzen sich still gestand. Zu seiner Bewunderung machte aber der Kapitän selbst dann noch keine Bewegung, als die Bibel ihm fast den Hut vom Kopf stieß.

»Si tu es spiritus malus, exi!«, stammelte der Kaplan in Todesangst und an allen Gliedern zitternd. »In nomine patris, filii et spiriti sancti!«, setzte er mit lauterer Stimme hinzu, und der Kapitän wandte sich um. Der ungeschickte Teufelsbeschwörer stürzte, vom Gefühl seiner geistlichen Schwäche überwältigt, zu Boden und flehte heulend um

Gnade und Erbarmen. Hinter den Masten und auf der Treppe entstand ein lautes Poltern und verworrenes Schreien verschiedener Stimmen durcheinander. Neugierig hatten Gad, Habermann, Pehrson und einige andere Offiziere und Matrosen sich dort versteckt aufgestellt, um die Beschwörung mit anzusehen. Kaum aber hörten sie des Kaplans Angstgeschrei, als sie, in der Meinung, der böse Feind habe den Pfaffen beim Kragen, vor Schrecken kopfüber übereinander purzelten und schreiend sich zu überholen strebten, um sich vor den Klauen des Satans zu salvieren.

Der Kapitän sah, aus seinem Tiefsinn erwachend, den Schiffskaplan mit schwermütigem Lächeln an und schien gar nicht zu bemerken, welche Rolle derselbe spiele. Vielmehr fasste er den bebenden Mann beim Arm, zog ihn herauf und sagte: »Es ist gut, Magister, dass Ihr eben kommt. Sagt mir doch, was haltet Ihr von der Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tod? Das heißt - Ihr müsst mich recht verstehen - ich frage nicht nach Eurer Doktrin. Nach Eurer eigenen Überzeugung frage ich, und die kann wohl ein lutherischer Priester auch einmal einem katholischen Seemann sagen.«

Diese Worte trieben dem Kaplan Angstschweiß aus. Er schielte nach des Kapitäns Händen, voll Furcht, demselben möchte es im Paroxysmus beikommen, ihm, wenn er unbestimmt antworten würde, auf die kürzeste und überzeugendste Weise über die Unsterblichkeit der Seele zu belehren. Der großen Verlegenheit des Matrosenpriesters kam ein Bibelspruch zu Hilfe. Seine von den Händen des Kapitäns auf das in den seinen liegende aufgeschlagene Buch irrenden Augen blieben an einem Vers hängen.

Er sprach mit Salbung: »Denn Ihr seid gestorben, und Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Wenn aber Christus, Euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet Ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit.«

Der Kapitän wandte sich unwillig ab. Dann sagte er: »Ihr seid auch weiter nichts als eine Glocke und die Bibel ist Eure Zunge. Fragt man nach Geist, so schiebt dies Volk einem eine Form vor, in der man sich abrast wie ein Pferd im Notstall. Nachher, wenn man sich ausgetobt hat und ohnmächtig am Boden liegt, dann sagt Ihr: »Nun ist er überzeugt! Nun hat er die hohe Weisheit begriffen!« Selbst die Hoffnung auf die Fortdauer hat Eure Beschränktheit mit erbärmlichen Formen umspinnen, und wenn in mir die entzückende Ahnung aufglüht, dass verwandte Geister dort in Gott selig vereint sein werden, so seid Ihr wohl mit dem geistlichen Befehl fertig, dass ich in jener Welt meine Frau zum zweiten Mal heiraten soll?«

»Herr Kapitän, Ihr seid katholisch«, stammelte der verwirrte Kaplan, »ich aber kenne die Irrtümer Eurer Kirche nicht sämtlich, um auf Eure Reden, die mir nicht recht klar sind, eingehen zu können.«

»O, ich wüsste wohl eine Seele, der sie klar wären!«, seufzte der Kapitän. »Und die ist auch lutherisch«, setzte er lächelnd hinzu. »Belehrt mich doch, Kaplan«, sprach er nun im geselligeren Ton. »Wie pflegt es das Oberkonsistorium zu Stockholm bei der Scheidung gemischter Ehen zu halten? Zum Beispiel wenn ein geborener Schwede und lutherischer Christ sich von seiner ausländischen katholischen Frau scheiden lassen wollte, was hat er da für Wege einzuschlagen, was für Umstände zu beseitigen?«

Der Kaplan machte große Augen und stimmte still im

Herzen dem Bootsmann bei, dass es mit dem Kapitän nicht recht richtig sei, wenn auch der Teufel nicht in Person aus ihm spuke. Wie konnte, nach des Pfaffen Begriffen, ein Vernünftiger von der Unsterblichkeit der Seele auf die Ehescheidung kommen? Doch antwortete er dienstfertig: »Euer Knecht in Christo! Damit verhält es sich folgender Maßen. Ist die Frau von einem lutherischen Priester getraut, und entläuft ihrem Mann, so kann sie, in ihr katholisches Vaterland zurückgekehrt, einen andern Mann freien, denn Eure Kirche erkennt unseren Segen nicht an. Es ist da keine Scheidung nötig und der Mann ist eo ipso frei. Anders verhält es sich, wenn die Frau in Schweden bleibt. Dann ist sie unseren geistlichen Gerichten unterworfen und die Scheidung muss mit allen Förmlichkeiten betrieben werden.«

»Also müsste ich fort aus Schweden!«, murmelte Norcross vor sich hin und ließ den Schwarzrock stehen. Dieser nahm seinen Rückzug und trat mit den Zeichen der höchsten Besorgnis unter die neugierigen Offiziere. »Heiliger Gott!«, zeterte er mit heiserer Stimme. »Das ist eine Verrücktheit! Denkt nur, er hält sich für eine Frau, und zwar für die katholische Frau eines lutherischen Mannes. Habt Ihr wohl schon so etwas gehört? Ich habe meine Not mit ihm gehabt und mich abgeäschert. Gebt mir ein Glas Grog!«

Er leerte das vom Koch dargebotene Glas mit einem Zug, während die anderen dumm vor sich hinglotzten, bedenklich die Köpfe schüttelten und Kapitänlieutenant Gad bemerklich machte, dass, wenn der Gemütszustand des Kapitäns sich bis zum nächsten Tag nicht gebessert habe, der Rat zusammentreten und das Schiff ein anderes Oberhaupt erhalten müsse.

Das Schiff war ein Spiel der von Nordost strömenden

Wellen, gegen die es, man wusste nicht, aus welchem Zweck, ankämpfen musste. Alle Hände waren beschäftigt, und die Matrosen arbeiteten aus Leibeskräften. Der Kapitän sah ihnen gleichgültig zu und sprach kein Wort. Als die Nacht kam, war das Schiff nur wenige Meilen vorgerückt. Gad ließ einen Anker werfen und der Kapitän widerrief den Befehl nicht. Das Schiff hielt. Er wickelte sich in seinen Mantel und legte sich auf das Hinterdeck. Den Kopf auf die Hand gestützt, starrte er bald den trüben Himmel an und bald die trübe See. Die ermüdeten Matrosen sahen ihn dort liegen, gingen scheu vorüber und suchten ihre Hängematten. Die Offiziere vergnügten sich mit den beiden Ärzten, dem Leib- und dem Seelenarzt auf dem Schiff, an der dampfenden Bowle und alle suchten dann berauscht und unbekümmert um den wehleidigen Kapitän ihr Lager auf.

Aber noch hatte der Morgen nicht gegraut, als der furchtbare Ton des Sprachrohrs sie aus dem Schlaf aufschreckte. Die Stimme des Kapitäns erschallte dröhnend. In demselben Augenblick hörte man auch die gellende Pfeife des Bootsmanns und alle liefen auf ihre Posten. Als die Ersten auf das Verdeck kamen, sahen sie Juel an der Seite des Kapitäns, der den Knaben mit freundlichen Blicken betrachtete. Aber mit diesem guten Zeichen - Norcroß hatte den Knaben seit dessen Rückkehr aus der dänischen Gefangenschaft noch nicht viel beachtet und sich nicht wie sonst mit ihm abgegeben - erblickte man mit Schrecken das Schiff pfeilschnell von starken Wellen und jenem furchtbaren Sturmwind, der Bö genannt, gepeitscht, dem jütländischen Ufer zutreiben. In wilder Unordnung liefen alle unter- und übereinander her, aber des Kapitäns Ruf stellte schnell, wie in seinen besten Tagen, die Ordnung her. Er war wie umge-

wandelt, sein Ange glühte, sein Schritt dröhnte über das Verdeck. Die Matrosen riefen sich im Angesicht der größten Gefahr scherzend zu: »Der Bö hat ihm den Teufel besser auszutreiben gewusst als der Kaplan.«

»Wendet! Wendet!«, erscholl es. »Legt Back! Setzt das Vorderbramsegel bei! Fallt ab vom Wind! Riemen! Riemen!« Alle diese Befehle wurden fast in ebenso kurzer Zeit vollzogen wie gegeben. Das Schiff ging auch glücklich, den halben Wind durchschneidend, in nördlicher Richtung, obgleich mit der Schnelle des Vogelflugs und die Anstrengung aller Matrosen an der Ruderbank versprach, es in dieser glücklichen Richtung zu halten. Das Verdeck war wie leergefegt, und nur der Kapitän stand darauf und unterhielt sich mit Juel, der den Matrosen im Mastkorb abgelöst hatte und nun mit lauter Stimme verkündete, dass er die Wälle von Jütland deutlich sähe. Es war Tag geworden. Der Kapitän wurde unruhiger und lief überall hin, um nachzusehen und zu prüfen. Die Apathie des vorigen Tages schien sich in Extrem verwandelt zu haben. Zum Erstaunen der Ruderer erzählte er ihnen, dass zum Heil des Schiffes und der Mannschaft eine höhere Hand ihn munter halte. Gegen Morgen habe er ein entsetzliches Brausen in der Luft vernommen und dadurch aufmerksam aufgeschaut, sei er durch die Dämmerung eines jener ungeheuren Wasserberge ansichtig geworden, welche die Schiffer der Nordsee Deiningen nennen, der sich auf das Schiff losgestürzt hatte. Er habe seine Seele Gott befohlen und nicht anders gemeint, als dass die Fregatte sogleich in den Grund gehen würde. Da aber sei das Ankertau gerissen und die losgebroschene Bö habe das Schiff mit einer von ihm noch nie gesehenen Schnelligkeit rückwärts getrieben. Er ließ doppelte

Rationen Rum austeilen und ermahnte mit ungewohnter Unruhe zur Ausdauer. Dann stand er wieder auf dem Verdeck und betrachtete Himmel und Wasser mit besorglichen Blicken. Als sollte seine böse Ahnung schnell in Erfüllung gehen, brauste der Wind wilder sich zum furchtbarsten Sturm herauf und wühlte das Meer zu immer höheren Wellen empor, bis sie gebirgshoch heranrollten. Jetzt befahl der Kapitän nicht mehr, er stürzte selbst an die Taue, die Rahen klapperten, Segel wurden aufgerollt und gewendet, um das Schiff in der Richtung zu halten. An den Masten huschten die Matrosen auf und ab, am Steuer arbeiteten zehn Mann. Was nur eine Ruderstange führen konnte, griff an und arbeitete, was menschliche Kräfte vermochten. Aber in demselben Augenblick kam das Schiff so weit Back zu liegen, dass es umgestürzt wäre, wenn nicht der Kapitän in der höchsten Gefahr Wendet! geschrien und selbst Hand angelegt hätte, das Steuer zu drehen. Wohl drehte sich die Fregatte, aber sie kam auch in den vollen Wind, der die aufgerollten Segel mit Riefengewalt ergriff und das rettungslose Schiff dem klippigen Ufer zujagte.

»Eingerefft!«, schrie der Kapitän, aber schon stürzte auch ein Matrose, von der Höhe des Mastes durch des Sturmes Gewalt herabgeschlendert, tot auf das Verdeck. Andere kletterten an den Tauen hinauf, aber sie vermochten das Segel nicht mehr zu regieren. Da lief der Kapitän selbst und zerschnitt mit seinem Säbel die Stricke, womit die unteren Rahen an die Masten befestigt waren. Hoch auf wurde das Bramsegel getrieben und flatterte in der Luft weit hinauf, bis es überschlug und an den Spieren des Fockmastes hängen blieb.

»Rettet, rettet mir die Graf Mörner!«, rief Norcroß. »Brave

Jungen, schont Euer Leben nicht, so wenig ich das meine schone!«

Und alle griffen zu und arbeiteten mit der Kraft der Verzweiflung. Einigen Matrosen schoss das Blut unter den Nägeln hervor, aber vergebens war es, den Wellen Widerstand zu leisten. Der Schiffskaplan hatte selbst eine Ruderstange gehandhabt, da sich das Schiff aber nichts desto weniger mit jedem Augenblick dem Ufer mehr näherte, dahin saugend wie ein von der Sehne losgelassener Pfeil, so warf er das Ruder weg und sich selbst auf den Boden, jämmerlich heulend und schreiend.

»Ei, hochwürdiger Herr, habt Ihr so schlechten Trost für uns?«, redete ihn der Bootsmann an.

»Steht auf und singt und betet. Das Messer steht uns an der Kehle und wird sogleich einschneiden. Nehmt Eure Bibel vom Rücken. Wozu haben wir denn einen Schwarzrock auf das Schiff genommen, als dass er uns in unserem letzten Stündlein einen geistlichen Zehrpennig mit in des Meeres Schoß hinab gebe?«

Meister Pehrson war recht ernst geworden, der Kaplan aber an allen geistlichen Mitteln so gänzlich bankrott, dass er dem Bootsmann auch nicht einen einzigen von den verlangten Pfennigen auszahlen konnte.

Der Kapitän ging mit Seelenruhe an ihm vorüber und sagte: »Ei, Freund, haben Euch Eure Bibelverse verlassen? Ja, ja, das ist Schaum, an dem Ihr Euch nicht halten könnt, wenn's ans Untersinken geht. Ich bitte Euch, sagt mir doch ein Stoßseufzerlein her. Doch schnell! Denn der Stoß wird bald kommen und der letzte Seufzer auch.«

Da plapperte in rasender Verwirrung und wie zum grässlichen Hohn der angstvollen Stunde der Kaplan ein Würfel-

und Kartensprüchlein her, was nur schlechten Spießgesellen durch den Mund zu laufen pfl egte. Der Schiffschirurgus, der, um die Todesangst zu verscheuchen, wacker Grog braute und zechte und zuletzt in besessener Gleichgültigkeit in einer Ecke, unweit seines geistlichen Spiel- und Trinkbruders lag, lachte und lallte. »Brav, Magister! Mit Verlaub zu sagen. Lustig gelebt und selig gestorben heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.«

Der Kapitän kehrte beiden den Rücken und gab neue Befehle. Das Schiff wurde abermals gewendet und trieb, halb auf der Seite liegend, etwas langsamer. Da sagte Norcross zu Juel etwas leise. Der Junge flog hinab und nach wenigen Augenblicken krachte seine Kanone. Und Schuss auf Schuss fiel aus den Feuerschlünden, dass das ganze Wasserhaus erbebte. Aber in demselben Augenblick erhielt die Fregatte auch den ersten Stoß an einer Klippe. Die Gewalt desselben warf alles, was auf den Beinen stand, über den Haufen.

»Jesus Christus!«, schrie Gad und stürzte auf den trostlosen Priester zu, um sich Trost zu holen. »Es ist aus! Alles ist Teufelswerk! Der schreckliche Hexenmeister Flaxmann, oder wie er sonst heißen mag, hat durch teuflische Zauberkünste den Kapitän so tief in See gelockt und nun diesen Sturm erregt, um uns zu verderben!«

»Mit Verlaub, Kapitänlieutenant«, schwatzte Habermann, »so hättet Ihr wohlgetan, ihn zurückzuhalten, statt auszubeißen. Wäre er noch hier, so wären auch wir geborgen.«

»O wär er hier!«, jammerte Gad. »Der Teufel helfe uns sei netwegen auch mit durch. Magister, beschwört den Teufel!«

»Oha!«, stöhnte jener. »Ich habe keine Macht über den

Teufel.«

Der Kapitän ging mit ungestörter Ruhe vorüber, und befahl den Matrosen, das Leck zu verstopfen.

»Ich wette«, sagte er, »der Kaplan wird nachher über die Wellen dahingehen ans trockene Land und uns alle auslachen.«

Gad aber nahm diese Worte für Ernst und hing sich wie ein Sack in den Bibelriemen, damit der Meerwanderer ihn mit sich fortschleppen möchte.

Das Leck wurde vermacht und das eingedrungene Wasser ausgepumpt. Die frühere Unruhe vor der Gefahr war von Norcroß gewichen, sowie die Gefahr da war und er ihr ins Auge sehen konnte. Und je größer diese Gefahr wurde, desto ruhiger schien er zu werden und über sein, erst so düsteres Gesicht verbreitete sich jetzt Klarheit. Und die Gefahr stieg von Minute zu Minute. Das Schiff war mitten im Bereich der unterflutigen Scheren, und nichts schien gewisser, als der augenblickliche Tod. Norcroß stand mit verschränkten Armen auf dem Hinterdeck, zu seinen Füßen kauerte der Knabe und sah ihm fest und ruhig ins Gesicht. Wie beschämte das Kind den Priester, den Kapitänlieutenant und den Chirurgen!

»Endlich!«, rief der Kapitän und deutete zum nahen Ufer.

Juel sprang auf und jauchzte: »Mein Ochse hat nicht vergeblich gebrüllt! Menschen kommen!«

»Was helfen uns Menschen, Juel«, sagte der Kapitän, »wenn nicht von jenen hochherzigen Agerboern darunter sind, jenen starken Lotsen? Ach, und was soll ich an Land? Ich soll mein Schiff hier zurücklassen? Werd' ich es vermögen?«

Und gleichsam, als hätte sie Leben, Gefühl und die teil-

nehmenden Worte ihres Führers verstanden, zitterte jetzt die Fregatte, wie ein von Jägern eingekreistes Wild. Sie wollte noch einmal gegen den in ihren Masten und Rahen brausenden Sturm ankämpfen, aber ihrer spottend, warf er sie an ein Riff. Ein zweiter Stoß erfolgte. Verzweifelt winkten die Matrosen dem am Ufer versammelten Menschenhaufen zu. Das Wasser drang stromweise in das Schiff. Die Matrosen boten die letzten Kräfte auf, das neue Leck zu verstopfen. Da sah man endlich vier Männer zum Strand herabklettern und ein Boot besteigen. Es waren Agerboern. Mit Gewandtheit und Kraft schnitten sie den Wind und die Wellen. Sie kämpften sich glücklich durch. Doch allzu klein war ihr Boot. Es konnte höchstens zehn Mann von der auf der Graf Mörner befindlichen Mannschaft fassen. Der Kapitän hatte das Fallreep hinabgelassen. Der Kaplan, von einer Hoffnung zur Rettung emporgerissen, wollte der Erste im Boot sein. Aber in ängstlicher Hast verfehlte er auf der steilen Treppe eine Staffel und stürzte kopfüber ins Meer. Zu demselben Augenblick stieß das Boot an, und er kam unglücklicherweise darunter. Man hatte nicht Zeit, nach seiner Rettung sich umzutun, denn der Augenblick drängte furchtbar. In Eile stürzte sich in das Boot, wer dazu konnte. Außer dem Kapitän waren noch vier Offiziere und der Kapitänlieutenant, der Bootsmann, der Steuermann und einige Matrosen darin. In dem Augenblicke, als der Kapitän die Treppe hinabgestiegen war, hatte er, um Juel zu retten, der in dem Gedränge sonst gewiss nicht zum Boot gelangt wäre, den Knaben rasch auf den Rücken genommen und trug ihn ins Boot. Die Agerboern stießen ab, den Zurückgebliebenen zurufend: »Wir kommen sogleich wieder!«

Zwei junge Offiziere und etwa zwanzig Matrosen waren mit dem Chirurgus noch auf dem Schiff, wilde Burschen, die aber in aller Not bei Norcroß ausgehalten hatten.

Kaum war das Boot in der Weite eines Schusses vom Schiff entfernt, als die unglückliche Fregatte mit solch furchtbarer Gewalt in den Grund stieß, dass sie in der Mitte barst und mit Stumpf und Stiel in die Tiefe sank. Die Matrosen versuchten sich durch Schwimmen zu retten, aber nur einigen gelang es, das Ufer zu erreichen, die anderen verschlangen die dahinrollenden Wellen. Meister Habermann, plötzlich nüchtern geworden, retirierte erst auf das Hinterdeck. Als aber auch dieses in die Flut ging, lief er in Todesangst den Hintermast hinauf und klammerte sich in den Tauen fest. Lange hörte man auf dem Boot, wenn das Geheul des Sturmes schwieg, das seine. Norcroß stand, mit Tränen im Auge, seinem Schiff zugekehrt und bereute schon, es verlassen zu haben. Jeder Fußbreit, den es tiefer sank, gab ihm einen tieferen Stich in das Herz. Endlich riss es eine Welle vollends nieder, das aufgerollte Segel flog über die Wellen. Habermann zuckte seinen Todeskampf darin. Noch ein Ruck, und die letzten Spieren gingen unter. Alles war verschwunden und die wütenden Wogen rollten ungehindert bis an das Ufer. Sie rissen auch das Boot mit fort und nur mit der größten Mühe und der äußersten Anstrengung retteten es die Angerboern vor dem Untergang. Neben demselben schwamm einige Zeit der tote Kaplan, seine Bibel schwamm auf dem Wasser, und der Sturmwind spielte höhnend mit ihren Blättern. Hier und da rang noch ein verzweifelter Matrose mit dem empörten Meer, bis auch ihn das Verhängnis hinabriss und die Woge mitleidig bedeckte.

Das Boot landete, empfangen von den Strandbewohnern, die alle aus ihren am Ufer stehenden ärmlichen Hütten herausgekommen waren. Norcroß winkte den sterbenden Gefährten den Abschied zu. Lange saß er auf einem Stein und sah, Tränen vergießend, auf die Stelle, wo sein teures Schiff untergegangen war.

Dann sagte er zu Juel, der bei ihm verharrte: »Wahrlich, das Schicksal prüft mich hart und fürchterlich. Das Schlimmste, was mir geschehen konnte, ist geschehen. Mein Teuerstes ist dahin, und ich wundere mich über mich selbst, dass ich den Verlust meiner Fregatte habe überleben können. Jetzt bin ich ein ganz geschlagener Mann. Mein Trotz ist gebrochen, und mit den Tränen, die ich hier weine und die mein starres Herz erweicht haben, bringe ich meinem besseren Selbst das erste Sühneopfer.«

Herzensgeschichten

Die Ageboern brachten die geretteten schwedischen Schiffsleute unter lärmender Begleitung des Strandvolkes auf das Herrengut, welches nicht weit vom Kloster Westergwig lag. Obgleich die dem Tod entronnenen Freibeuter sich nicht miteinander absprechen konnten, was sie in Feindesland für eine Rolle zu spielen hätten, so verständigten sie sich doch durch Blicke und Zeichen. Als sie vor den Gutsbesitzer gebracht wurden, trat Norcroß sogleich vor, um auf die Fragen desselben zu antworten. Der Gutsbesitzer hatte nicht sobald das Unglück dieser Leute vernommen, als er ihnen auch mit der größten Freundlichkeit entgegen kam und ihnen die herzlichste Teilnahme zeigte. Denen, die sich

durch Schwimmen gerettet hatten, ließ er trockene Kleider reichen und bat alle es sich bequem zu machen und sein Haus als das ihre zu betrachten.

Der Gutsherr, der sich seinen Gästen Schrellücke nannte, fragte sodann mit höflichen Worten nach Namen, Stand, Gewerbe, Zweck und Richtung der Reise der Verunglückten. Norcroß gab sich für einen nordbritischen Kaufmann aus, der in Schweden Handel getrieben und nach Holland habe reisen wollen. Der Kapitänlieutenant Gad wusste nichts Gescheiteres zu sagen, als dass er der Steuermann des gescheiterten Schiffes wäre. Dadurch kam der wirkliche Steuermann in die Verlegenheit, sich unter die Matrosen zu stellen. Die Offiziere gaben sich teils für Kaufleute, teils für Passagiere aus und berichteten, dass der Kapitän des Schiffes umgekommen sei.

Der Edelmann schien nicht das geringste Misstrauen in ihre Aussage zu setzen und sagte: »Ihr seid zwar größtenteils Schweden, meine Herren, aber was geht uns der Streit unserer Könige an? Ihr seid Christen, seid Gottes Kinder, wie ich, und demnach meine Brüder. Euer Unglück aber legt mir die Pflicht auf, Euch zu helfen, so weit es in meinen Kräften steht. Nun so kommt her, Ihr Herren, ich will Euch mit meiner Familie bekannt machen.«

Mit diesen Worten führte er die Schiffbrüchigen in den Familiensaal, der in Dänemark das vorzüglichste Gemach des Haases ist und sich immer zu ebener Erde befindet. Hier wurden sie von der Frau und den erwachsenen Kindern freundlich willkommen geheißen. Alle diese Leute kamen ihren Wünschen mit Bereitwilligkeit entgegen. Es wurde ein einfaches, gutes Mahl zubereitet. Die Fremden saßen, mit den Mitgliedern des Hauses untermischt, um die

lange Tafel, welche ein großer, silberner Becher von Mund zu Mund gehend umkreiste.

Gad war neben die älteste Tochter des Hauses zu sitzen gekommen. Obwohl sie gleich nicht schön war, so wurden ihm ihre sanftfreundlichen Augen, ihr schlanker Wuchs und die unbefangene Zusprache, mit der sie ihn zum Essen und Trinken trieb, so gefährlich, dass ein leises Zittern, von seinen Händen ausgehend, sich immer stärker über den ganzen langen Körper verbreitete.

Der gesprächige Wirt erzählte von seinen Schicksalen, und Norcroß berichtete zur Rekompens von seinen Reisen in Ostindien. So verging der Tag unter freundlichen Gesprächen. Die Matrosen waren in einem anderen Zimmer ebenfalls gut bewirtet worden und tranken ihren umgekommenen Kameraden ein brüderliches Valet.

Ebenso gut wie für Speise und Trank war für das Lager der Gäste gesorgt. Reine, schöne Betten, mit Eiderdaunen gefüllt, in weiten, luftigen Gemächern waren der Solidität der Hausbesitzer angemessen.

Unter lobenden Äußerungen über den trefflichen Wirt schlief die Mannschaft ein. Gad konnte nicht Rühmens und Preisens genug von der herrlichen Tochter machen und vor Mitternacht kein Auge zutun.

Norcroß hatte zum ersten Mal in seinem Leben das Bild häuslicher und ehelicher Glückseligkeit gesehen, zum ersten Mal war der unstete Seefahrer an einen Herd getreten, auf welchem die reine Flamme ehelicher Liebe loderte. Sein durch Unglück und das Scheitern seiner Pläne aufgelockertes, für den Samen des Guten empfänglicher gewordenes Gemüt empfand einen starken, ihm aber fremden und unerklärlichen Eindruck vom Reflex des schönen Bildes in sei-

ner Seele. Er fühlte eine Sehnsucht in sich erwacht, die von dem stürmischen Verlangen, wie es seine Brust es durchlodert hatte, so ganz verschieden war, dass sie vielmehr die demselben entgegengesetzte Richtung andeutete. Er fühlte sich weich bis zu Tränen, wenn er sich dieses Bild des häuslichen Glücks mit den kleinsten Schattierungen ausmalte, aber sein Verstand trat mit dem neuerwachten Gefühl in Widerstreit. »Der Mann kennt kein höheres Los, sein beschränktes Weib füllt seine Welt aus, er hat nie andere Wünsche gehegt. Er ist nie über die Scholle seines Gutes hinausgekommen. Er ist ein Bauer und hat keinen Sinn für die Herrlichkeit des Seelebens, er liebt seine Frau wie sein Haus und seinen Acker.«

Aber im tiefen Herzen widersprach das neugeborene Gefühl, und lallte es auch noch unverständlich, es suchte sich schon Nahrung zum Gedeihen.

Norcroß träumte in dieser Nacht von seiner Frau. Sie stand vor ihm, Tränen in den Augen, winkte ihm mit milder Gebärde zu sich heran und flüsterte ihm zu, dass sie ja doch ein Pfand seiner Liebe unter dem Herzen trage. Dieser Traum verstärkte den Eindruck des vorigen Tages. Den wilden Kaperkapitän erfüllte ein so wunderliches Weh, das er vergebens wegzuräsonieren suchte. Die zarte Blüte rein menschlichen Gefühls entfaltete sich in seiner Brust. Und als nun in den folgenden Tagen der Edelmann ihm immer mehr herzliches Vertrauen schenkte, und einmal in einer Stunde, wo sie allein bei einer Flasche Wein zusammensaßen, erzählte, dass er früher als Hauptmann in Holstein gefochten und dort ein herrliches Mädchen, ihm an Stand und Reichtum gleich, heiß geliebt habe, dass er aber durch ein früheres Eheversprechen, nach dem Wunsch seiner El-

tern, an seine jetzige Frau gebunden gewesen sei, dass er die schwersten Kämpfe mit seinem Herzen bestanden, aber Wort und Pflicht doch den Sieg über eine starke Leidenschaft davongetragen und er diese Entscheidung, im Besitz einer höchst braven, liebenswürdigen, häuslichen Frau, die ihn glücklich gemacht hat, nie bereut habe.

Da rief Norcroß tiefgerührt: »Ja, Freund, ich habe auch eine liebe Frau zu Hause. Ich stand auf dem Punkt, sie zu verlassen, ohne dass sie mir die kleinste Veranlassung dazu gegeben hätte, und bloß weil ich eine andere mit Leidenschaft liebte. Aber die Unfälle, die mich zeither getroffen, Euer einfach schönes Familienleben und Eure eigene Geschichte haben mich meiner Frau wiedergewonnen.«

»So hat Gott Euren Eintritt in mein Haus gesegnet!«, rief der gütige Wirt und schüttelte seinem Gast biederemännisch die Hand.

Norcroß und seine Unglücksgefährten wollten schon am vierten Tag wieder abziehen, aber der Edelmann widersetzte sich.

»Wohin wollt Ihr in dieser Jahreszeit?«, sagte er gutmeinend zu Norcroß. »Es müssen wenigstens noch vierzehn Tage ins Land gehen, ehe aus den dänischen Häfen die Schifffahrt wieder lebendig betrieben wird. Ihr könnt also ohne Gefahr nicht früher abfahren. Oder wollt Ihr Euch einem neuen Sturm aussetzen, oder wohl gar einem schwedischen Kaper in die Hände fallen, der Euch wieder nach Schweden zurückschleppt? Ich wette darauf, der Norcroß durchstreift die Westsee schon wieder und lässt nichts ungehudelt, was nicht schwedische Flagge führt.«

»Kennt Ihr den Norcroß auch?«, fragte der Kapitän lächelnd. »Ich dachte, der wäre nur in Schweden bekannt. Da

habe ich viel von ihm reden hören.«

»Glaubt Ihr, dass es in Dänemark einen Menschen gibt, der nicht vor dem Namen dieses Mannes mit Abscheu ausspieit?«, sagte der Edelmann entrüstet. »Hat er nicht unsern Kronprinzen stehlen, unsern König ermorden, unsere Flotte verbrennen wollen? Heiliger Gott! Wo gäbe es einen verwegeneren Sünder als diesen Norcroß? Darf sich denn ein dänisches Schiff recht auf unserem Meer sehen lassen? Er hat es am Schlepptau und führt es seinem König zu. Dass ihn Gott verdammen möge, diesen Seeräuber! Er ist Euer Landsmann, Freund, aber glaubt, er ist der einzige Mensch, dem ich alles Böse wünsche.«

Der Kapitän schauderte. Er hatte nicht geglaubt, dass er so allgemein bekannt und gehasst wäre, dass sich so das Volk mit seinen gescheiterten Plänen trüge.

»Bleibt Ihr nur bei mir«, fuhr der Edelmann wieder gelassener fort. »wenn Ihr Geld von Eurem Schiff gerettet habt, was wollt Ihr es in einem teuren Hafen verzehren? Bei mir kostet es Euch nichts. Ich mache mir eine Freude daraus. Bleibt, solange es Euch gefällt. Hier hat Euch kein Freibeuter etwas an, und wenn das Frühjahr vollends herauf ist und die See sich beruhigt hat, so fahrt heim zu Eurer lieben Frau und erzählt ihr von mir und der meinen und von meinen Kindern.«

Die Freibeuter ließen sich zureden, denn ihnen allen leuchtete ein, dass es ihnen nicht leicht werden möchte, in diesem stürmischen Wetter nach Schweden hinüberzukommen oder sich unentdeckt lange in einem Hafen aufzuhalten. Sie beschlossen also, zu warten, bis sich das Wetter gebessert habe.

Keinem war dieser Verzug angenehmer, als dem Kapitän-

lieutenant Gad, welcher in die Tochter des Hauses verliebt und, wie es schien, auch von ihr nicht ungerne gesehen wurde. Obgleich er sich in ihrer Nähe nicht die geringste Erklärung seiner Gefühle erlaubte, sondern nur immer zitterte und dann und wann ein gleichgültiges Wort mit Mühe hervorstammelte, so war er doch gern in ihrer Nähe. Nur wenn er ihr nicht Gesellschaft leisten konnte, lief er im Feld und am Meeresufer umher und erzählte dem Wind von seinen brennenden Liebesschmerzen.

Kapitän Norcroß fürchtete wirklich für seinen Verstand und hielt ihr Geheimnis nur um deswillen bewahrt, weil Gad dem Mädchen gegenüber überhaupt stumm war. Desto gesprächiger war Juel mit Gads Geliebter und den übrigen Kindern. Er saß halbe Tage lang unter ihnen und erzählte oder machte ihnen Schnurren vor. Bald war er bei allen beliebt und wurde von der Hausfrau und den Töchtern beschenkt. Der schelmische Junge legte es darauf an, den Kapitänlieutenant um das bisschen Kopf zu bringen, das er noch hatte. Deshalb schlich er hinter ihm her, wenn der verliebte Mann, seine Klagelieder zu singen, ins Feld lief, und erzählte ihm, wie von ungefähr, Ellen - so hieß die älteste Tochter - habe sich vorteilhaft über ihn geäußert, habe dies und jenes von ihm gesprochen, nach dem und jenem gefragt, habe gestanden, dass sie ihm recht gut sei.

Gad hüpfte und jubelte zuletzt vor Freuden. Manches Talerstück spazierte aus des Kapitänlieutenants Tasche in die des Schiffsjungen, der dann nicht verfehlte, heimzugehen und dem Mädchen wieder süße Dinge von des Steuermanns Liebe zu ihr vorzusagen. Der einsamen Bewohnerin der Küste war noch kein Mann, außer Vater und Brüder, so nahe gekommen, ihr Herz war reif und empfänglich für

sanfte Gefühle. Die Redereien des Jungen gossen Öl in die Flamme, und so war es kein Wunder, das beide starke Gefühle füreinander hegten.

So waren unter allerlei Zerstreungen zwei volle Wochen verstrichen, und Küche und Keller des Gutsherrn hatten es verspürt. Da brachen die Freibeuter auf, ihrem gütigen Wirt herzlich dankend für alle genossenen Wohltaten. Es tat dem Kapitän leid, dass er dem redlichen, braven Mann verschweigen musste, wen er eigentlich beherbergt hatte. Wäre es nicht mit allzu großer Gefahr verknüpft gewesen, er hätte sich genannt, um dem Edelmann einen besseren Begriff von dem berüchtigten Freibeuter Norcroß beizubringen. Er schied mit einer wehmütigen Empfindung, aber der reinsten Hochachtung im Herzen gegen den uneigennütigen Wirt, und versprach, demselben Nachrichten von sich zu geben, sobald sich eine Gelegenheit dazu finde.

Gad war stumm wie ein Fisch, und Ellen ließ sich gar nicht sehen. Der Sonderling hatte es noch nicht gewagt, ihr ein Wort von seiner Neigung zu sagen. Er hätte sich wohl eher ein Leid angetan, als sein Herz vor dem geliebten Mädchen auszuschütten. Norcroß aber hielt es nicht für gut, seinen Fürsprecher und Freiwerber zu machen, und so schied denn der Ängstliche mit blutendem Herzen. Für Norcroß, Gad und zwei der Offiziere hatte ihnen der Edelmann Pferde und seinen ältesten Sohn nebst zwei Knechten zur Begleitung mitgegeben. Die andern gingen zu Fuß. So kamen sie nach Tisted. Dort verließ sie ihr Begleiter, und Norcroß versammelte seine Leute um sich, um ihnen zu sagen, dass jeder auf eigene Faust nach Schweden zu entkommen versuchen müsse, und zwar soviel wie möglich getrennt, weil das Beisammensein verdächtig sei.

Von seiner Kasse teilte er unter sie, soviel er entbehren zu können meinte, und bestimmte Stockholm zu ihrem Treffpunkt. Mit schmerzlichem Gefühl nahm der Kapitän von ihnen Abschied. Sie zerstreuten sich, und er ritt mit Gad und zwei jüngeren Offizieren nach Aalborg. So sehr auch Juel bat, der Kapitän möchte ihn mit sich nehmen, so schlug ihm Norcroß doch die Bitte ab und vertraute den Jungen vielmehr der väterlichen Vorsorge Meister Pehrsons. Dort gaben sie die Pferde zurück und gingen zu Fuß nach Aarhus. Hier mussten sie übernachten. Sie traten in eine schlechte Herberge und wollten mit der Frühe des Tages aufbrechen, um sich nach Kallundborg übersetzen zu lassen. Als sie sich erhoben hatten, war der Kapitänlieutenant verschwunden. Er war schon Tags vorher wie tiefsinnig gewesen. Vergebens fragte man nach ihm. Die Tür war nicht verschlossen gewesen und er wahrscheinlich in der Nacht schon entwichen.

»Wohl ihm!«, sagte Norcroß. »Er wird Jütland nicht mehr verlassen können. Er wird zu unserem guten Wirt zurückkehren, reumütig die große Sünde bekennen, dass er des Freibeuters Norcroß Offizier gewesen ist und durch Ellens sanfte Augen Verzeihung erhalten. Dann wird er, wie weiland der Erzvater Jakob, sieben Jahre um Ellen als Knecht dienen, sie heiraten und sich wohler hinter dem Pflug als hinter dem Steuer befinden. Das Rauschen der Kornähren wird ihm besser bekommen als das Rauschen der Segel, sodass wir ihm wohl noch einmal als wohlgenährten jütländischen Edelmann seinen Überfluss abnehmen können ... Und am Ende hat er recht!«, setzte er für sich hinzu. »Ich wollte, ich hätte auch so zu tun vermocht! Ich wollte, ich vermöchte es noch! Aber zwei Seelen wohnen in meiner

Brust, in ewigem Widerstreit miteinander begriffen.«

Auf Seeland

Auf einem elenden Fischerboot kamen sie in Seeland an. In Kallundborg trennte sich Norcroß von seinen Gefährten. Sie gingen nach Helsingoer, er fühlte sich unwiderstehlich nach Kopenhagen gezogen. Und obgleich er sich dort der augenscheinlichsten Gefahr aussetzte, so vermochte er doch dem mächtigen Triebe nicht zu widerstehen. Er wechselte mit einem der Offiziere die Kleider, ließ sich den Bart wachsen und trat dann an einem Knotenstock seine Fußwanderung zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Dänemark an. Der grobe breite Filzhut eines Landmannes beschattete sein Gesicht, verschwunden waren alle Abzeichen seines Standes und alle Merkmale seiner Lebensart.

In dieser Gestalt kam er in Kopenhagen an.

»Nur noch einmal will ich sie sehen«, sagte er zu sich selbst. »Nicht sprechen will ich sie, kein Blick von ihr soll mich treffen! Stumm betrachten und dann gehen will ich, um sie nie mehr zu sehen. Mit einem Blick von ihr Abschied nehmen und dann hinüber nach Stockholm zu meiner Frau und die Gute lieben, wie sie es verdient! Ja, ja, ich will ein guter Hausherr, ein braver Ehemann, ein zärtlicher Vater werden. Aber erst noch einen Blick! Nur einen!«

Stumm wandelte er durch die Straße, in welcher des Vizestatthalters von Gabel Haus stand, am Abend, am Mittag und am Morgen, und wurde nicht müde, und wurde nicht verdrossen, bis er sie endlich sah.

Friederike in schwarzer Kleidung - ihre Mutter war ge-

storben - stieg zu Pferde, als er vorüberging. Er war wie von einem Zauber an die Stelle gebannt und starrte unter seinem breiten Hut der Jungfrau ins Gesicht. Eben schwenkte sie sich in den Sattel und sprengte davon. Es zog ihn nach, er konnte nicht widerstehen, und er lief, um ihr nachzukommen und dachte nicht mehr an sich, noch an die Gefahr, in die er sich begab. Friederike ritt mit ihrem Reitknecht dem Hafen zu. Norcroß war ihr im Fußweg zur Seite. Der Reitknecht machte das Fräulein auf den nachrennenden und sie immerfort ansehenden Bauern aufmerksam. Seine Augen hingen unbeweglich an ihrer königlichen Gestalt, er vermochte sie nicht abzuwenden. Tief und tiefer sog er wieder das süße Gift in die Seele.

Das Fräulein betrachtete den Bauern und befahl dem Reitknecht voranzureiten. Dann sprengte sie an den Fußweg heran und winkte Norcroß zu sich. Er zögerte.

In demselben Augenblick war sie bei ihm: »Ich habe Euch erkannt, Kapitän!«, sagte sie hastig. »Flieht um Gotteswillen! Dass mir nicht das Schrecklichste widerfährt, Euren Kopf springen zu sehen. Welche Torheit treibt Euch hierher! In Dänemark blüht Euch kein Segen. Fort! Fort! Hinter jedem Baum lauert der Tod auf Euch.«

»Friederike!«, rief Norcroß, die Hände emporhebend.

»Fort! Ich liebe Euch nicht mehr! Ihr seid mir verhasst. Ihr seid die Quelle meiner Reue!«, rief das Fräulein und sprengte davon.

»Habe ich recht gehört?«, stammelte der Kaperkapitän erschrocken. »Sie hasst mich? Sie fühlt Reue? O, so hat die Flamme des Erdgeistes auch diesem Engel die Schwingen versengt, so ist auch an dieses Götterbild der Staub der Heerstraße geflogen. Friederike Reue? Wohlan, so will auch

ich bereuen und mich bessern! Nun gut! Es war der letzte Aufstoß einer besseren Natur, womit der Himmel mich und sie ausgestattet hat. Er ist vorüber, der Fieberparoxysmus, und ich will ein frommer, geduldiger, vernünftiger Mensch unter den anderen lieben Menschen sein. Sie sind ja so redlich, so bieder, so gütig diese Brüder.

Sie sind ja alle halbe Engel, und ich will nicht länger ein halber Teufel sein. Nun darf ich auch nicht mehr ausziehen auf Raub, denn es ist ja unrecht, seine ehrlichen Brüder zu berauben. Ich will ein Ackersmann werden, wie Gad, die gute Seele, und mir mit der Pflugschar mein Glück aus der Erde holen.«

In furchtbarer Zerknirschung wandelte er im Hafen und erkundigte sich nach den vor Anker liegenden Schiffen. Da erfuhr er, dass eine russische Fregatte auf der Kopenhagener Reede tags darauf die Anker lichten werde. Man sagte ihm, dass die Ruderknechte derselben soeben auf den Amagermarkt gegangen seien, um Proviant für die Abfahrt einzukaufen. Norcroß verfügte sich dorthin, fand die Matrosen und wurde für ein Trinkgeld des Handels mit ihnen eins, dass sie ihn mit auf das Schiff nehmen wollten. Er ging also in ihrer Mitte durch den Hafen und an der Zollbude vorüber. Die Wache vor derselben hatte die Matrosen beim Aussteigen nicht gezählt, hielt also Norcroß auch für einen Moskowiter und ließ sie ungehindert das Boot besteigen und absegeln. Auf der Fregatte angelangt, bot Norcroß dem Kapitän ein gut Stück Geld, wenn er ihn an die schonische Küste übersetzen lasse. Er sei ein schwedischer Bauer, der sich in einem Geschäft verspätet und Eile habe. Der Kapitän ließ sich finden und gab Befehl, den Bauer in der Schaluppe nach Schonen zu führen. Norcroß zahlte und

schwamm in wenigen Minuten dem Schwedenreich zu. Schon glaubte er der Gefahr entronnen zu sein und triumpierte über sein gewonnenes Spiel, da stieg aus dem Wasser in der Ferne ein Segel höher und höher und kam schnell den Sund herauf. Norcroß ahnte nichts Gutes. Aber die Schaluppe war erst in der Gegend von Dragon und also an ein Entrinnen nicht zu denken. Sobald die Flaggen des heraneilenden Schiffes zu erkennen waren, sah Norcroß, dass es ein Admiralschiff sei. Es dauerte nicht lange, so war das Schiff da und gebot der Schaluppe zu halten. Als der Führer des Admiralschiffs sich auf dem Verdeck zeigte, erkannte Norcroß zu seiner Bestürzung den Kommandeur Tordenschild. Doch fasste er sich, so gut er konnte, und trat dem in die Schaluppe herabsteigenden Seehelden keck entgegen.

»Wohin wollt Ihr diese Schaluppe führen?«, fragte Tordenschild die Ruderknechte.

»Wir bringen diesen schwedischen Bauern auf Befehl unseres Kapitäns nach Schonen.«

»Hast du einen dänischen Pass zu deiner Reise in Dänemark?«, fragte der Kommandeur den Kapitän.

»Nein, ich bin drum gekommen, als ich in der Herberge lag. Ich bitte Euch, gestrenger Herr, lasst mich heim, Frau und Kinder warten auf mich.«

»Ein Boot!«, rief Tordenschild in Richtung seines Schiffes. Sogleich wurde ein kleines Boot ausgesetzt.

»Du bist mein Gefangener, Bauer. Ich will deine Aussagen in Kopenhagen prüfen lassen. Jetzt kannst du dir alles Reden ersparen. Wirst du für wahr befanden, so erhältst du Pass und Freiheit. Ob du ein paar Tage früher oder später in deine Heimat kehrst, ist einerlei. Steige in das Boot!«

Norcroß sah ein, dass Gehorchen das Klügste und jede Widersetzlichkeit unnütz und verderblich sei. Er war nur froh, dass ihn Tordenschild nicht mit auf sein Schiff nahm, wo ihn leicht einer aus der Umgebung des Kommandeurs hätte erkennen können, und stieg winselnd, nach Art der Bauern, in das Boot, das zwei Matrosen nach Kopenhagen führten. Dem Admiral Judiker übergeben, wurde er nach kurzem Verhör auf den Holm in das unter dem Namen »Trunken« bekannte Gefängnis gesetzt. Dort fand Norcroß eine Menge schwedischer Untertanen als Gefangene, zu seinem Glück war keiner dabei, der ihn persönlich gekannt hätte. Die Aufsicht über ihn erhielt ein ausgedienter Schiffer, nun Oberprofoss und Schließer, namens Peter Früß, der Trunk und Scherz liebte, und mit seinen Gefangenen auf dem besten Fuß lebte, sobald sie nur Rum und Wein für ihn bezahlten. Norcroß hatte kaum einen Tag in seinem Gefängnis gegessen, als er auch schon mit der Schwäche seines Hüters vertraut war und sie zu benutzen beschloss. Er ließ nicht nur wacker spirituöse Getränke anschaffen und zechte mit seinem neuen Freund Tag und Nacht. Er übergab dem Schließer auch hundert Dukaten zum Aufheben und machte ihn zum Vertrauten, indem er ihm gestand, dass er kein Bauer, sondern ein schwedischer Kaufmann sei und früher in Seediensten gestanden habe. Nun war der alte lustige Früß für seinen neuen Gefangenen mit ganzer Seele eingenommen und wich nicht von ihm. Beide erzählten sich von ihren Seefahrten und Seemannsschwänken, es gab eine Menge Berührungspunkte und der Schließer schwur Stein und Bein, seit Antritt seines Amtes noch nicht so frohe Tage verlebt zu haben wie bei seinem neuen Freund. Früß, durch den Besitz des Geldes vollends sicher

gemacht, tat dem Kapitän nach einigen Tagen den Vorschlag, mit ihm auf ein Kaffeehaus zu gehen.

»Der Wirt heißt Kragenlund und ist mein Vetter«, sagte er zutraulich, »ein prächtiger Kerl, auf Schifferparole, Freundchen! Er ist den ganzen Tag besoffen und lässt seiner Frau freien Pass. Ein Kernweib, Freundchen, zwar schon achtunddreißig, aber noch immer ein delikates Fischchen. Sie ist hübsch mit ihren Töchtern in die Wette. Nur nicht zaghaft, junger Freund. Ich weiß, junges Blut ist voll Übermut. Mit mir alter Segelstange ist es vorbei, es ist alles morsch. Ein Schmätzchen drück ich ihr zuweilen noch auf das weiße weiche Patschchen. Aber zwei Töchter hat sie, die eine ist achtzehn, die andere sechzehn Jahre alt, und ich will noch am Fockmast hängen oder gesäckt werden, wenn die Älteste nicht das schönste Mädcl in ganz Kopenhagen, was sag ich -in ganz Dänemark ist! Na, Ihr sollt die jungen Laffen alle drum herum liegen sehen, adlig und bürgerlich, von der See und vom Land. Mein versoffener Vetter wird reich durch seine hübschen Weibsleute ohne alles Verdienst und Würdigkeit, denn er kann wahrlich nichts dazu, dass sie so schön sind, noch dass sie überhaupt sind.«

Norcroß trug Bedenken, sich in das Kaffeehaus zu wagen, aus Besorgnis, dort erkannt zu werden. Doch kam ihm die Aussicht auf die Bekanntschaft mit Frau Kragenlund und deren Töchtern gar zu lockend vor, und er vertraute auf seine Gewandtheit und schöne Gestalt, um die eine oder die andere zu seiner Flucht zu benutzen.

Er antwortete also: »Seht, Freund, ich bin ein Schwede, und das wüssten doch alle, die mich im Kaffeehaus des Herrn Kragenlund in Eurer Gesellschaft sehen würden. Ihr kennt ja den törichten Hass, welchen die Dänen gegen die

Schweden, und diese gegen jene haben. Ihr seid über diese Albernheiten hinaus und seht in mir den unschuldigen Einwohner des Schwedenreichs, der Euerm König alles Gute gönnt, aber auch nicht alles Schlechte auf seinem Hals haben möchte. So denkt Ihr. Aber Ihr könnt nicht bürgen, dass andere auch so denken. Ihr müsst Euch im Gegenteil eingestehen, sie werden nicht so großartige Gesinnungen haben wie Ihr.

Ihr werdet auch nicht imstande sein, mich vor den Beleidigungen, Angriffen und Sticheleien junger Naseweise zu schützen. Ihr werdet nicht verhindern, dass ich darauf antworte. Das setzt böses Blut und noch mehr. Wir könnten in schlimme Händel kommen, zumal wenn ich Euren hübschen Basen den Hof machte. Wenn Ihr mir also nicht versprecht, dass wir zusammen in ein besonderes Stübchen platziert werden, wo hinein kein Däne darf, so kann ich Euch nicht begleiten, so leid es mir auch tut. Glaubt nicht, dass ich mich vor Händeln fürchte, aber ich suche sie auch nicht.«

»Wenn es weiter nichts ist, Freundchen, so ist der Schlagbaum schnell vor dem freundlichen Hafen gehoben, und Ihr könnt mit vollen Segeln einziehen. Es ist ein Eckstübchen da, eigentlich das Putzstübchen der Madame und daran stößt ihr Schlafgemach. Das gibt sie gleich her, so wie sie Euch nur einmal gesehen hat. Denn Ihr seid, auf Schifferparole, der schönste Kerl, der mir jemals vor die Nase gekommen ist, und ich will nur die Augen sehen, die die Frau Base machen wird, sobald sie Eure Flagge entdeckt! Zieht neue Segel auf und flickt Euer Takelwerk ein bisschen aus. Ich wette darauf, Ihr kapert sie und die Tochter dazu.«

»Wollen wir nicht noch einige von den schwedischen Gefangenen mitnehmen, den alten Edelmann und den Unteroffizier, den Bierbrauer? Es sind ja noch mehr nette Kerle dabei.«

»Meinetwegen, wenn sie ihren Kaffee bezahlen können. Ich darf sie schon mitnehmen, wenn ich nur für sie haften, dass mir keiner entwischt. Na, ich will schon auf sie Acht haben und die liebe Vetter- und Basenschaft nebst Kellner und Laufjungen helfen mir aufpassen. Ich will allemal, wenn ich mit Euch zu Madame Kragelund gehe, Ihrer zwei mitnehmen und mit ihnen abwechseln, dass an jeden etwas kommt.«

Norcroß scherte sich Bart und Haare und schaffte sich anständige Kleider an, um seiner Gestalt den möglichst vortheilhaftesten Anstrich zu geben. Der Oberprofoss, darüber entzückt, zählte in Gedanken schon die Gläser, die er bei und mit seinem Vetter auf seiner Gefangenen Kosten leeren werde.

An einem Nachmittag ging Norcroß mit seinem Hüter zu dem Kaffeehaus. Frau Kragelund, ein rundes, nettes Weibchen, deren gefälliges Äußeres noch des alten Früss Beschreibung übertraf, empfing den neuen Gast mit ausnehmender Freundlichkeit, und trat demselben mit sichtbarem Vergnügen ihr Putzstübchen ab. Norcroß spielte erst den Zurückhaltenden, Scheuen und - da er bald sah, dass die Frau im Haus das Regiment führe und durch sie alles, durch die schönen Töchter aber nichts auszurichten sei - den Verliebten in Madame Kragelund. Mit schlauer Berechnung ließ er zur rechten Zeit einen feurigen Blick auf sie schießen, den er, von ihr bemerkt, verwirrt auf den Boden heftete, dann schickte er einen Seufzer fort, rutschte

unruhig auf dem Sessel, stammelte der feuerfangenden Frau einige Artigkeiten vor und hatte es schon nach dem ersten Besuch dahin gebracht, dass die Wirtsfrau in ihn verliebt war.

Auf dem Rückweg lachte Früz pfiffig. »Hoho! Das quatscheliche Fischlein hat schon an den Köder angebissen und zappelt an der Angel. Die Frau Base hat mich beiseite genommen und mich dringend gebeten, Euch ja alle Tage zur Hummerstraße Nummer 1463 zu führen, wo Gunde Kragenlund Kaffeehaus hält. Ich soll die halbe Zeche immer frei haben. O da kann ich schon leben, denn die andere Hälfte bezahlt Ihr. Wir wollen der guten Frau gern diese Gefälligkeit erweisen.«

Punkt zwei Uhr nachmittags wandelte der Oberprofoss nun Tag für Tag mit Norcroß und zwei anderen schwedischen Gefangenen nach Kragenlunds Kaffeehaus, und Norcroß stand mit Madame Kragenlund bald auf vertrautem Fuß.

Unter vier Augen, nachdem er seine erheuchelte Schüchternheit abgelegt hatte, fing er an, sie für seinen Plan zu bearbeiten, und ehe drei Wochen vergangen waren, hatte er sie so weit, dass sie ihm zur Flucht behilflich zu sein versprach.

Nun hatte aber die Frau eine so heftige Leidenschaft für ihn gefasst, dass sie mit ihm zu fliehen begehrte und der Kapitän sich dadurch einer neuen großen Verlegenheit Preis gegeben sah, an die er noch nicht gedacht hatte. Er war genötigt, ihr die Gefahren der gemeinschaftlichen Flucht mit den schwärzesten Farben zu malen und ihr das Versprechen zu geben, ihr, sobald er in Stockholm angeht, Nachricht von sich zukommen zu lassen, damit

sie ihm nachfolge. Sobald sie sich durch seine Schwüre gesichert glaubte, bot sie all ihre Schlauheit auf, um dem geliebten Mann fortzuhelfen. Am verabredeten Tag stellte sich Norcroß, als habe er keine Lust, mit in das Kaffeehaus zu gehen. Allein der alte Schiffer war schon so sehr an den Gang gewöhnt, dass er bitterböse wurde und seinem Gefangenen befahl, mit zur Hummerstraße zu wandern. Norcroß sagte hierauf: »Aber ankleiden mag ich mich nicht erst. Mir ist nicht wohl. Ich will in meinem Schlafrock gehen.«

»Tut das immerhin! Niemand wird es Euch verwehren und die Frau Base sieht Euch setzt lieber im Schlafrock als in Eurem Bratenkleid.«

Sie gingen. Frau Kragenlund goss dem alten Früß den stärksten Rum ins Glas, Norcroß trank ihm wacker zu. Als der Profoss daran war, berauscht zu werden, ging Norcroß hinaus. Frau Kragenlund erwartete ihn draußen, warf ihm einen Mantel um die Schultern, einen breiten Hut auf den Kopf und eilte Hand in Hand mit ihm aus dem Haus, die Straße hinab.

Früß bemerkte die Abwesenheit seines Freundes nach einiger Zeit, und da derselbe lange ausblieb, so würde er sicherlich nach ihm gesehen haben, wenn nicht die liebe Base auch abwesend gewesen wäre. So aber deutete er mit den Augen schelmisch nach der Schlafkammertür und machte die anderen Gefangenen aufmerksam, dass man den Kaufmann und die Frau Base nachher zum Besten haben wolle.

An der Ecke der Straße angelangt, stieg Frau Kragenlund mit ihrem Geliebten in einen Wagen, den sie hierher bestellt hatte, und im raschen Trab ging es zum Tor hinaus. Dort standen schon von der listigen Frau bestellte Vor-

spannpferde und im schnellsten Rennen flogen sie bis nach Tarbek. Im Wagen hatte die Frau Mannskleider für Norcroß. Er kleidete sich um und schied unter Küssen und Liebkosungen von der verliebten Schankwirtin, die sich von ihm noch einmal alle Besprechungen wiederholen ließ. Sie drückte ihm zehn Dukaten in die Hand und kehrte weinend zur Stadt zurück.

Norcroß wanderte zu Fuß nach Ringstreit. Aber des Gehens entwöhnt, fühlte er sich bald so angegriffen, dass er unmöglich weiter wandern konnte. Seine Füße waren geschwollen, eine große Müdigkeit lag in seinen Beinen. Er musste sich also entschließen, in Ringstreit an einer Bauernhütte anzuklopfen und um Herberge zu bitten. Der Bauer ließ ihn eintreten, betrachtete ihn mit misstrauischen Blicken und fragte. »Wer seid Ihr, Mann?«

»Ein Bürger von Helfingoer und komme von Kopenhagen, wohin mich eine Erbschaftsangelegenheit meiner Frau rief.«

»Ihr von Helfingoer?«, versetzte der Bauer ungläubig. »Das schwätzt einem anderen vor. Ihr seid kein Däne, das verrät Eure Sprache, Ihr seid auch kein Bürger von Helfingoer, das verraten Eure Kleider. Und überdies ist mir's, als hätte ich Euch schon in anderen Kleidern und in einem anderen Haus gesehen; ich meine in einem Wasserhaus. Oho! Ich bin auch zwanzig Jahre zur See gewesen!«

Norcroß erschrak, ließ sich aber nichts anmerken, sondern antwortete: »Ich weiß nicht, was Ihr faselt, Mann. Ich bin freilich in England geboren und als Matrose nach Helfingoer gekommen; da hat mir's meine Frau angetan.«

Der Bauer schüttelte den Kopf, flüsterte seiner Frau heimliche Worte zu und ging fort. Diese Dinge kamen dem Ka-

pitän bedenklich vor. Er schickte sich an, auch hinaus zu gehen, aber mit Schrecken ward er inne, dass er kaum auf den Füßen zu stehen vermochte.

»Wohin wollt Ihr?«, fragte die Frau barsch. »Ihr bleibt hier, bis mein Mann zurück ist.«

»Auf den Hof. Ihr seht zu, dass ich kaum einen Schritt gehen kann. Ich werde Euch nicht entfliehen.«

»Das wollte ich Euch auch nicht geraten haben. Wir hätten Euch bald genug eingeholt.«

Norcroß kroch hinaus. Er sah ein, dass er verraten war. Der schrecklichste Gedanke für ihn war, sein neues Elend herankommen zu sehen und ihm wegen der brennenden Schmerzen an seinen Füßen nicht entfliehen zu können. Da warf er die Blicke verzweifelt umher, und gedachte seiner zu Hause in Trauer lebenden Frau, welche er in fünf Monaten nicht gesehen hatte, und die Sehnsucht nach ihr kam mit Jammer in seine Seele. Aber diese Gedanken gaben ihm neue Kraft, die Schmerzen zu ertragen. Er sah in dem, den Hof im Hintergrund begrenzenden Zaun eine Lücke und hinkte darauf los. Zur Rechten gewahrte er einen anderen Bauernhof. Der Besitzer desselben war vor seiner Hütte beschäftigt.

»Ach, Freund, helft doch einem armen kranken Mann!«, winselte er. »Seht, Euer unbarmherziger Nachbar will mich ins Loch stecken lassen, weil ich ein englischer Matrose gewesen bin.«

»Das ist ein schlechter Kerl, der jedermann aus bloßer Lust ins Verderben zu stürzen sucht«, versetzte der Angeredete. »Der hat mir schon viel geschadet und tut mir allen Schabernack an. Kommt herein zu mir, ich will Euch alles erzählen.«

Norcroß ließ sich das nicht zweimal sagen und hörte geduldig des Bauers langweilige Erzählung an, woraus er abnahm, dass einer so schlecht sei wie der andere und dass ihn dieser gewiss nicht aufgenommen und gepflegt haben würde, wenn ihn der andere nicht misshandelt hätte.

Doch Norcroß war der Mann, der alle Umstände zu benutzen wusste, und so redete er dem Bauern so lange nach dem Maul, bis ihn dieser in die Bodenkammer in ein Bett steckte und zwei Tage lang gepflegte. In dieser Zeit erholte sich der Kapitän. In der Nacht des zweiten Tages brach der Bauer auf, um Reißbündel und Holzstangen zu Helfingoer zu Markt zu fahren. Norcroß beredete ihn, ihm einen Platz unter dem Reiß zu bereiten. Ein Dukaten hob die Bedenklichkeiten des Bauern, und Norcroß fuhr, mitten in Reiß und Holz liegend, ab. Die Besorgnis für seine Sicherheit ließ ihn in seiner unbequemen und beschwerlichen Lage ausharren, bis sie in die Nähe der Hafenstadt kamen. Da trieb ihn der Hunger heraus. Es war schon Nachmittag und er hatte noch nichts genossen. Er nahm von seinem Retter Abschied und trat in ein Wirtshaus an der Straße, unweit der Stadt. Hier wurde er eines englischen Matrosen ansichtig. Diesen redete er an und gab sich ihm als Landsmann und Standesgenosse zu erkennen. Der Kerl hatte darüber große Freude.

Norcroß ließ ihm wacker einschenken. Sie erzählten einander von ihren Seefahrten, speisten zusammen und waren nach einigen Stunden die innigsten Freunde. Norcroß bat den Matrosen, die Kleider mit ihm zu tauschen. Dies war dieser sehr zufrieden, denn Norcroß's Kleider waren fein und neu, die seinen alt und zerrissen. Gegen Abend wanderte Norcroß in englischer Matrosentracht an der Sei-

te seines neuen Freundes, dem Hafen zu. Zur Erkenntlichkeit verschaffte der Matrose dem Kapitän an selbigem Abend noch einen Schiffer, welcher erbötig war, in der ersten Frühe des folgenden Morgens nach Helsingburg hinüberzufahren. Norcroß schief in der elenden Hütte des Schiffers mit Sorgen. Er hatte das Vertrauen auf sein Glück verloren. Ehe noch der Tag graute, war er schon auf und trieb seinen Fährmann zur Eile. Ein altes, zerbrechliches Boot war bestimmt, den berühmten Freibeuter nach Schweden zurückzubringen. Er handhabte die Ruderstange selbst aus allen Kräften, um so eilig wie möglich hinüberzukommen. Das Schiffelein flog, von seiner Kraft getrieben, und ehe noch die Sonne in die Mittagslinie trat, stand John Norcroß, in den ärmlichen Matrosenkleidern, aber das verjüngte Herz voll neuer Hoffnungen, auf schwedischem Grund und Boden.

Norcroß in Stockholm

Flaxmann lag auf einer vom Frühling geschmückten, das Meer beherrschenden Anhöhe im Schatten einer Rüster.

»Warum kann ich nicht in diesem Paradies bleiben? Hier leben und sterben? Warum muss ich zurück in den Brodem, der mich wie Pesthauch anqualmt und mich krank macht? Ach, es bleibt nicht immer Frühling! Es ist auch ein Winter. Es gibt auch Eis für das Herz. Ich muss auch die Stunden der Kälte ertragen. Die schwarzbeflügelten Geister der Erdenwünsche kommen auch in meine Seele und rauben ihr Farbe und Glanz. Aber fort mit allen törichten Plänen! Ich will nichts von der treulosen Menschenbrut. Auch

die Liebe hat mich betrogen. Scheusal, dir vertraute ich zuletzt. Hier in der grünen Einsamkeit will ich auf dem Land weilen oder auf dem Meer umhertreiben. Die Sonne lacht, der Bach rieselt, der Wald ist grün, die Vögel singen, das Reh springt durch den Busch, der Wurm sonnt sich, die Ameise schafft fleißig, alles freut sich des Lebens. Wohlan! Ich will nicht zurückbleiben. Ich will ihrem Beispiel folgen. Auch ich will der Mutter Natur treu sein! Lasst mich vergessen, dass ich eine Frau geliebt habe, die meiner nicht wert war!« Aber, mitten in der Freude an der Natur tauchte der schmerzliche Gedanke auf: »O, Christine, warum hast du mir das getan? Warum Verrat begehen an diesem Herzen?« Dann aber sprang er auf, um nicht überwältigt zu werden von den Geistern des Schmerzes, und eilte wieder durch die Flur, jauchzte am Meeresstrand und in den Buchten, vergaß sich und alle seine Sorgen.

So hatte er es schon oft getrieben, so trieb er es auch heute wieder. Freilich war König Karl mit dieser ihm unbegreiflichen Lebensweise seines Schützlings nicht zufrieden und schüttelte oft streng und missbilligend das Haupt. Freilich flüsterten die Minister, Generäle und Admiräle, dass Flaxmann eigentlich zu nichts tauge, auch als Kaperkapitän noch nicht eine Prise eingebracht und wahrscheinlich dieses Geschäft nur ergriffen habe, um keinen Herrn weiter als den König über sich anzuerkennen. Aber es blieb beim Alten, und der Sonderling Flaxmann tat ungestört, was er wollte. Er kehrte spät zurück und trat in jenes Kaffeehaus, worin einst Frau Ankarfield, die ehrenwerte Barbiersfrau, geschaltet, und welches er, seit es einen so merkwürdigen Einfluss auf sein Leben ausgeübt hatte, zuweilen zu besuchen pflegte. Vielleicht trug auch dazu der Umstand bei,

dass der jetzige Schankwirt und Besitzer der Barbierstube ein Engländer war.

Jenem unglücklichen, von Frau und Tochter sowie von der Herrin, die er verraten hatte, verstoßenen und misshandelten geschwätzigem Perückenmacher und Barbier aus Barnet in Altengland, Samuel Brandlov, war in dem ehrenvollen Tod der Frau Ankerfield ein Hoffnungsstrahl aufgegangen. Er hatte zuerst bei den ehrliebenden Erben der Seligen sich als Wirtschaftsführer, Haarkräusler und Bartscherer verdingt. Da er aber emsig und regsam gewesen war und es verstanden hatte, seinem Pachtherrn die gewünschte Ehre in reichlichem Maße zukommen zu lassen, so hatte er sich bald zum Besitzer der Kaffeewirtschaft und Barbierstube emporgeschwungen. Es fehlte dem Vielberedenen sowenig an Zulauf wie der Frau Ankarfield ehrenwerten Andenkens. Von keiner despotischen Frau mehr tyrannisiert, hatte er gelernt, einen eigenen Willen zu haben. Seit ihn die Not gezwungen hatte, auf eigenen Füßen zu stehen, hatte ihn das Glück begünstigt. Sein Wohlstand blühte in der Hauptstadt Schwedens schöner auf, als er ihn in der Provinzialstadt Altenglands zurückgelassen hatte. Zuweilen schenkte er zwar seiner unvergesslichen Enehälfte eine Träne schmerzlicher Erinnerung. Dies geschah in allen zweifelhaften Fällen und Lagen seines neuen Lebens, wo er ihren kräftigen Rat und die denselben unterstützende wohlmeinende Tat freilich gar sehr vermisste. Aber waren solche gefährliche Stunden vorüber, so war es auch mit der Erinnerung vorbei. Meister Brandlov hatte schon oft daran gedacht, zu einem zweiten Ehebündnis zu schreiten. Als Flaxmann in die Wirtsstube trat, kam ihm sein Bootsmann mit freundlichem Gruß entgegen.

»Courtin«, fragte der Kapitän, »wann gedenkst du, dass wir ausfahren?«

»Unser Schiff ist instand«, versetzte der andere. »Ich dachte, Sie wollten die Frühlingszeit auf dem Land genießen. Auf dem Meer hat man nichts weiter davon als Sonne und Wind.«

»Ich habe mich anders besonnen. Gern bliebe ich hier, aber ich möchte einem mir unangenehmen Antrag, den ich, würde er mir einmal gemacht, nicht ausschlagen könnte, ausweichen. Weißt du nicht, wo es etwas zu tun gibt?«

»Wir können Kupfer laden und nach Holland bringen«, versetzte der Franzose. »Vielleicht erschnappen wir auch einmal etwas Englisches und Dänisches. Unsere Leute sind das Zugreifen von ihrem vorigen Kapitän, dem kühnen und hitzigen Norcroß, gewohnt, und wir dürfen sie nicht zurückhalten.«

»Du weißt«, versetzte Flaxmann mit verdrossenem Gesicht, »dass ich dir alles überlasse. Meinst du, dass es nötig ist, zu rauben und zu stehlen, wohlan, so sei es! Aber lass mich aus dem Spiel. Du sollst alles besorgen, wie zeither. Also nach Holland gedenken wir?«

»Wir könnten auch nach Russland mit Eisen. Dann brauchten wir die Landreise nicht nach Marstrand zu machen. Überhaupt seid Ihr noch nicht viel aus dem hiesigen Hafen ausgelaufen.«

»Gut, so wollen wir nach Russland.«

»Recht so!«, sagte ein eben eingetretener Fremder.

»Dort gibt es jetzt für die Schweden zu tun. Guten Abend, meine Herren!«

Flaxmann und Courtin sahen auf, um beim Schein der Lampe dem Grüßenden in das Gesicht zu schauen, dessen

Stimme ihnen bekannt vorkam. Und wirklich erkannten sie in ihm den Kammerdiener des Barons Görz, den Sohn dieses Hauses, ihren ehemaligen Unglücks- und Reisegefährten Ankarfield, und standen erfreut auf, ihn zu begrüßen und zu fragen, woher er komme.

»Woher anders als von der Insel Aland? In voriger Nacht Punkt ein Uhr sind wir abgefahren«, versetzte jener vergnügt. »Der Friede ist in vollem Zuge. Mein Herr ist mit einem Schnellsegler vor einer Stunde hier angekommen. Er hat die wichtigsten Papiere vom Zar in der Tasche und ist jetzt schon beim König, sie zu überreichen. Ich will bei meiner Ehre drauf wetten - und unser einer hält was auf seine Ehre und ist von manchem unterrichtet, was anderen guten Seelen nicht einfällt - ich will auf Ehrenwort den Frieden garantieren. Der Baron hat ihn in der Tasche gebracht, sag ich, und ihn eben auf dem königlichen Schloss ausgepackt.«

»Also der Frieden mit Russland schon so weit?«, rief Flaxmann überrascht, »da könnte sich in Kurzem vieles am politischen Himmel ändern.«

»Freilich wird es das! Bei meiner Ehre! Wie lang ist es her, dass wir uns nicht gesehen haben, Kapitän Flaxmann? Vier Wochen höchstens, es war Ende April oder Anfangs Mai, das Ihr in Aland wart und dem Baron Depeschen vom König brachtet.«

»Es sind noch nicht volle vier Wochen«, sagte Courtin.

»Nun also. Was hat sich in dieser kurzen Zeit nicht geändert? Sur parole d'honneur! Damals war noch an keine rechte Unterhandlung, geschweige an einen rechten Frieden zu denken. Die Häuser waren noch nicht fertig, die der Zar für die Gesandten zur Betreibung des Friedensgeschäfts

tes nicht weit vom Dorf Wargath auf der Wiese hat erbauen lassen. Wir mussten noch im Dorf wohnen, und von den russischen Gesandten war erst einer, der Kanzleirat Ostermann, zugegen. Jetzt steht das Ding anders aus. Die drei Häuser stehen so schmuck da, wie eine südermanländische Braut. Der andere russische Gesandte, der Generalfeldzeugmeister Bruce, wohnt in dem russischen Haus oben, der Kanzleirat unten. Im schwedischen Haus wohnt der Graf Gullenborg oben und wir unten. Der Sekretär Nambke hat seine Stube hinten hinaus. Am 25. Mai ging der Lärm an, aber alles in der Stille im dritten Haus, dort sind die Zusammenkünfte hinter verschlossenen und verriegelten Türen, aber unser einer horcht durch zehn Schlösser. Da legt man nachher Ehre ein, wenn man mehr weiß als die anderen. Das Ding ist scharf betrieben worden, denn gestern Abend kam der Baron und sagte: »Niels, wir müssen nach Stockholm! Und heute Abend sind wir hier mit dem Frieden in der Tasche.«

»Es möchte doch wohl zu bezweifeln sein, dass die Sache schon so gut wie abgemacht wäre«, sagte Flaxmann mit ungläubiger Miene. »So schnell pflegt die Diplomatie nicht zu handeln und zu schließen.«

»Abgemacht, sag ich euch!«, rief der Kammerdiener hitzig. »Nicht vergeblich setze ich meine Ehre ein. Der Prätendent wird König von England, der König Stanislaus wieder König von Polen, und Norwegen schwedisch. Meint Ihr, ich hätte vergeblich französisch gelernt, oder nur um die Befehle der Frau Baronesse und ihrer Tochter zu empfangen? Nichts da! Mein Kopf ist so gut gemacht, wie der eines anderen, um in Friedenstraktaten, Urkunden, Depeschen usw. zu studieren. Oder meint Ihr, dass ich zum Fri-

seur und Barbier geboren bin? Ich bin auch noch nicht als Kammerdiener gestorben. Mein ehrgeiziges Gemüt strebt noch etwas weiter und ich habe mir die Bahn selbst geöffnet.«

»Alles in Liebe und Güte, Herr Ankarfield«, fiel jetzt Meister Samuel Brandlov dem hitzigen Sprecher mit geziemendem Bückling in die Rede, aber es will mich doch bedünken, als dürfte über solanen Punkt in Eurem hochverehrten und insbesondere sehr schätzenswerten Kopf, worin allerdings viel Ingenium zu verspüren ist, ein kleiner Error und Irrtum obwalten. Ich meine mit Eurer gütigen Erlaubnis, sehr geehrter Herr Kammerdiener, Euren Tadel an der Kunst, welcher ich mit Euch anzugehören die Ehre habe. Was mich betrifft, so meine ich und will es beweisen: Es gehört ein großes Genie dazu, die Haare des menschlichen Hauptes, sowohl die des Schädels als auch die des Kinnes, der Backen und der Lippen, mit Verstand, Einsicht und Geschicklichkeit, sowohl modegerecht als auch zur Zufriedenheit ihres Besitzers zu behandeln. Als ich noch in Barnet meine Barbierstube hatte, erfreute ich mich einer großen Anzahl Kunden. Ich will Euch nur die Vorzüglichsten davon nennen: der erste Bürgermeister, Doktor James Smit, der Baron ...«

»Erspart Euch doch ja die Mühe!«, rief Flaxmann ungeduldig.

Der Kammerdiener aber, der auch gern allein gehört sein wollte, tobte dazwischen. »Glaubt Ihr denn nicht, dass mir meine treuen Dienste und vor allen die gewissenhafte Überlieferung der Kasse an den König viel Ehre gemacht und einem hohen Stein ins Brett meiner Verdienste gesetzt hat? Nun, Ihr wisst es ja auch, was für Not und Mühe, was

für Drangsal und Fährlichkeiten ich des Geldes wegen ausgestanden habe. Dafür wird mir nun bald gelohnt werden. Ich stehe mit meinem Baron auf dem besten Fuß von der Welt und werde zu Geschäften gebraucht, die nicht alle Kammerdiener verrichten.«

»Ihr seid ein dummer Prahlhans!«, sagte ein an der Ecke des Ofens sitzender Matrose, der entweder mit dem Kammerdiener oder doch gleich nach ihm hereingekommen war und das Gespräch mit angehört hatte. Niemand hatte sich um ihn bekümmert. Er hatte seinen Krug Bier in aller Stille getrunken.

Jetzt aber drehten sich die Köpfe der Anwesenden nach ihm hin. Einigen derselben war diese Stimme bekannt vorgekommen. Der erbitterte Sprecher saß aber im Hintergrund im Schatten.

»Courtin!«, schrie der Kammerdiener aufspringend, »wie kannst du dich unterstehen, meine Ehre mit deinen plumphen Händen anzugreifen? Wer bist du, Lump, dass ich dich zur Strafe ziehe? Ich werde dem Herrn Baron diesen Abend noch Anzeige machen, dass mir ein frecher Bursche hier meine Ehre besudelt hat, und du sollst aus der Stadt gestäubt werden. Wer bist du?«

Da stand der Matrose auf, schritt langsam vorwärts in die Helle des Lichts und nahm, statt aller Antwort, seine Kappe ab, strich sich die Haare aus der Stirn und sprach: »Guten Abend, meine Herren!«

»Kapitän Norcroß!«, riefen mehrere Stimmen zugleich.

Während Flaxmann, alles Frühere vergessend, den Langvermissten an die Brust drückte, kugelte sich Samuel Brandlov zu den Füßen seines alten Bekannten.

»Ach, wie lange haben wir auf Euch geharrt, wie hat Eure

liebende Frau sich gesehnt, Nächte und Tage um Euch geweint! O Norcroß, Ihr habt unrecht an ihr gehandelt!«

»Hat sie sich gesehnt?«, fragte Norcroß mit freundlichen Blicken. »Nun seht, Freund, diese Nachricht ist mir der schönste Willkomm aus Eurem Munde. Lasst die alten trüben Geschichten ruhen! Ich will alles wieder gut machen. Nun sagt, wie lebt Ihr? Was gibt es Neues in Stockholm?«

»Ihr habt ja von dem neuen Frieden mit Russland eben gehört. Das ist wohl das Neueste in der Stadt.«

»Albernes Geschwätze! Damit hat es noch Zeit«, versetzte Norcroß unwillig. »Aber wo ist das Großmaul?« Vergebens sah man sich nach dem ehrliebenden Kammerdiener um. Er hatte sich unbemerkt davon gemacht, und alle lachten über seine stille Retirade.

»Der König hat fast täglich nach Euch gefragt, Kamerad«, berichtete Flaxmann, »und befohlen, Euch bei Eurer Ankunft zu melden, dass Ihr Euch unverzüglich zu ihm verfügen möchtet.«

»Ich werde morgen dem Befehl Folge leisten, sobald ich erst in einer anderen Schale stecke.«

»Aber erzählt uns doch, wo Ihr so lange geblieben und welche Schicksale Euch betroffen haben?«

»Ihr müsst freilich mit einem kurzen Abriss zufrieden sein, denn mein ungeduldiges Herz wird mich nicht lange hier dulden. Ich kam bloß, um zu lauschen, wie es hier geht und steht, und wollte mich eigentlich nicht zu erkennen geben. Die Prahlereien des Bartkratzers brachten mich aber so in Harnisch, dass ich das Maul nicht halten konnte.«

»Halten zu Gnaden, gnädiger Herr Kapitän«, erlaubte sich nun Meister Brandlov einzureden. »Es gibt gewisse Dinge in der Welt, die allerdings und unbestreitbar zwei

Namen haben, einen guten und einen schlechten, einen manierlichen und einen ungestalteten. Aber ich meines Teils halte dafür und stehe nicht an, Euch mit geziemender höflicher Bescheidenheit darauf aufmerksam zu machen, zumal ich doch einige zwanzig Jahre mehr zähle als Ihr, und Ihr zwar ein sehr berühmter und tapferer Seekapitän, aber doch höchstens erst dreißig Jahre alt seid, und ich demnach nicht zu verstoßen fürchte, so ich mir solches erlaube - ja, was soll ich doch sagen? - richtig! Ich sprach zwei Namen und meinte, es sei besser und anständiger, einem feinen Mann auch ziemender, den schönen, feinen, höflichen, manierlichen Namen zu gebrauchen. Dann gibt es auch noch andere Gründe, das Wort Bartkratzer für schlecht und verwerflich zu finden. Denn bedenkt selbst ...«

»Erzählt uns, Kapitän Norcroß!«, rief Flaxmann durch das Lachen der Übrigen hindurch, und Meister Brandlov - der es gar nicht anders gewohnt war, als unterbrochen zu werden und deshalb sicherlich, sprach er einmal, nicht eher schwieg, als bis sich einer seiner Gäste seiner erbarmte und ihn unterbrach, - schwieg mit einem selbstzufriedenen Lächeln und horchte der Erzählung seines Landsmanns und einst prätendierten Schwiegersohns zu.

Mitten in des Kaperkapitäns Bericht seiner letzten Schicksale trat Juel Swale in die Stube. Ohne sich umzuschauen, eilte er auf Flaxmann zu und sagte: »Kapitän, schon zwei königliche Boten haben Euch gesucht, der eine in Eurer Wohnung, der andere im Hafen auf dem Schiff. Ihr sollt so eilig als möglich zu des Königs Majestät kommen.«

»Da haben wir es«, sagte Flaxmann verdrießlich. »Doch wird des Königs Majestät wohl warten, bis ich komme.«

Alle schwiegen, erstaunt über diese unvorsichtige Äuße-

rung in einem öffentlichen Wirtshaus, und Brandlov schnitt sonderbar bedenkliche Gesichter dazu.

Courtin, an dessen Seite Juel getreten war, deutete mit dem Finger auf Norcroß, um den Schiffsjungen auf denselben aufmerksam zu machen. Juel warf einen Blick auf das Gesicht des bezeichneten Matrosen, starrte ihn einen Augenblick lang an und warf sich dann mit jener gewaltigen Äußerung des Affekts, wie man sie bei allen unverdorbenen Naturkindern trifft, zu den Füßen desselben, umschlang krampfhaft mit beiden Armen die Knie des Kapitäns, drückte sein blühendes Gesicht in dessen Schoß, sprang dann wieder auf, klammerte sich an Norcroß' Hals, küsste ihn auf Stirn und Wangen und gab ihm, sobald das Übermaß der Freude ihm den Gebrauch der Sprache gestattete, die zärtlichsten Namen. Alle Anwesenden sahen gerührt diesem Schauspiel zu und Flaxmann trocknete sich die Tränen.

»Mein lieber, herziger Junge!«, rief Norcroß, »wie hast du gelebt? Bei welchem Kapitän dienst du?«

»Bei Kapitän Flaxmann. Er hat an mir gehandelt wie ein Vater, ich habe ihn auch recht lieb, aber Euch, Kapitän, habe ich doch lieber. Ihr fahrt doch bald wieder hinaus und nehmt mich mit? Nicht wahr? Ach, aber mein lieber Brüllochse liegt an der jütländischen Küste tief in Meeres Grund! Aus ihm werde ich keine Kugel mehr auf die dänischen Kartenhäuser und Wasserschachteln schießen.« Und von der höchsten Freude schnell zur größten Trauer über den Verlust seiner Kanone übergehend, weinte der Junge, von den Schmerzen der Erinnerung gequält, laut.

»Tröste dich, mein Junge!«, besänftigte Norcroß seinen Jammer. »Du sollst auf dem neuen Schiff, welches des Kö-

nigs Gnade mir zuerteilen wird, die größte Kanone bekommen. Oder ich will dir zum Trost, zur Freude und zur Belohnung deiner Liebe, Treue und gewissenhaften Dienste einen anderen Vorschlag machen. Ich werde morgen mit des Königs Majestät reden und denselben ersuchen, dir für mein neues Schiff eine besonders große Kanone gießen zu lassen, und zwar mit deinem Namen, durch erhabene Buchstaben ausgedrückt, soll sie benannt werden: Juel Swale Donnerschütz. Bist du zufrieden, Junge?«

»Juel Swale Donnerschütz!«, rief der Bursche überrascht und schlug die Hände zusammen. Und ein Guss Freudenstränen folgte auf die Tränen des Schmerzes. Außer sich tanzte er durch die Stube und umarmte alle, selbst Meister Brandlov, der sich mit Armen und Beinen dagegen sträubte.

»Nun brauch ich auch nicht nach Seeland zu reisen, um den Kapitän zu befreien!«, jubelte Juel.

Flaxmann erzählte Norcroß, dass seine Frau den Jungen habe nach Kopenhagen als Spion schicken wollen, um ihn aufzusuchen oder sichere Nachrichten von ihm einzubringen.

»Die vortreffliche Frau! Wie wenig habe ich ihre Tugend beachtet!«, sagte Norcroß und erhob sich. »Es ist Zeit, dass ich gehe und mir ihre Verzeihung erstehe. Morgen mehr! Gute Nacht, Juel! Stelle dich morgen bald bei mir ein.«

Brandlov machte seine Kratzfüße. Norcroß und Flaxmann gingen Arm in Arm, der Letztere auf des Königs Hofburg, um neue Bestimmungen über sein verworrenes Schicksal zu vernehmen, der Erstere, um in den stillen Tempel ehelicher Liebe einzutreten, worin er noch ein Fremdling war. Mit Herzklopfen erklimm er die Stiege, die zu Dinas Woh-

nung führte. Leise öffnete er die Tür, sein Atem stockte fast. Mit einer Leuchte kam sie ihm entgegen, die Strahlen des Lichts fielen in sein Gesicht. Sie schrie auf, die Leuchte entsank ihrer Hand, und Norcroß hielt seine Frau im Arm.

Zwei Seelen in einer Brust

Einige Tage nach Norcroß' Heimkehr beschenkte ihn seine glückliche Gattin mit einem Sohn. Das Glück, dem der Seefahrer vergeblich nachgejagt hatte, schien freiwillig bei ihm eingekehrt, aber nicht in seinem schwankenden Schiff, womit er es durch die Meere verfolgt hatte, und das nun in die Gewässer hinabgesunken war, sondern in seinem festen Haus, dass er geflohen und verachtet, und wo er nimmermehr den gewünschten Gast zu empfangen erwarten hatte. Und da saß es nun plötzlich als eine freundliche Fee, die die selig-zufriedene Kindbetterin wartete und pflegte, die den Säugling wiegte und den verwandelten Freibeuter als Magd bediente. Dinas Augen glänzten von Wonne und der Tau des Gefühls perlte von ihren Wimpern und zerschmolz vor ihres Gatten freundlichen Blicken, wie der Tropfen auf den Blätterspitzen der Blume, wenn die Sonne sie anlächelt. Und wenn er ihr nun wohl gar eine Bitte um Verzeihung hören ließ, die unwillkürlich aus seinem gerührten Herzen aufstieg, dann deutete sie mit unendlicher Mutterlust auf den Knaben an ihrer Seite und sprach: »Du hast mich unaussprechlich glücklich gemacht. Ein solcher Blick aus deinen Augen wiegt alles auf, was ich je von der Sehnsucht nach dir erduldet.«

»Großer Gott!«, rief Norcroß, »und einen solchen Engel

konnte ich fliehen und verkennen! Ein böser Zauber hat über mir gelegen.« Und dazu wandelte er, zuweilen gar den Säugling auf dem Arm, in bequemer Haustracht durch die Gemächer seiner Wohnung und ließ die freundliche Junisonne hereinscheinen. Wer hätte wohl in diesem Hausvater den kühnen Kaperkapitän, den gefürchteten Freibeuter erkannt, von dessen Gewalttaten die Wellen der Nord- und Ostsee und die Ufer von acht Ländern, jedes in anderer Zunge, zu reden wussten? Wenn aber die gute, sanfte Frau die Augen zum Schlummer geschlossen hatte und sein sonnenverbranntes Gesicht nicht mit ihren süßen Blicken bestreifte und nicht mit dem holdseligen Lächeln ihres Mundes umspann, dann war es ihm nicht selten, als steige im tiefsten Hintergrund seiner Seele ein ernstes, würdiges Frauenbild empor und drohte ihm, sich für die böse Beschädigung, dass sie eine Zauberin gewesen sei, die ihn umgarnt hatte, an ihm zu rächen. Er schloss die Augen mit unheimlichem Grauen und sah im Geist das Schattenbild sich verdichten und wusste wohl, wer es war. Dann fing auch eine Stimme in seiner Seele an, laut und lauter zu reden, die da sprach: »Du schwacher, törichter Mensch, ist denn das Glück, welches du jetzt genießest, wirklich jene hohe, lebenssprudelnde Wonne des Daseins, nach der du von Jugend an gerungen hast, und die dir aus Friederikes feuerstrahlenden Augen in hoher Fülle seliger Gewährung entgegen sprang? Nennst du, Undankbarer, die Licht- und Silberblicke deines Lebens bösen Zauber? Verdammst du, Verblendeter, jene Tage, wo der Himmel über deinem Haupt anfriss und dir in die Glorie des reinsten Glanzes zu schauen vergönnt war, als das Meer unter dir erglühete vom Widerschein jener Himmelsblicke, als die Erde unter dei-

nen Füßen dir ihre duftenden Blumen aufsprossen ließ und die Liebe eines Genius der Erde dir einen Kranz davon um die Schläfe wand, den du, Unsinniger, für das Zaubernetz einer argen Fee hältst in deiner jetzigen Betörung? Ist denn diese träge Ruhe das Glück, nach welchem du geiztest? Das hättest du früher haben können und mit billigeren Mitteln. Ist denn diese spießbürgerliche Hausvaterschaft das letzte Ziel deiner kühnen Fahrten gewesen? Hast du darum Todesblitze um dich geschleudert, um endlich als ein glücklicher Ehemann deine Nachkommenschaft auf den Armen in den Schlaf zu wiegen? Ist dein Name auf dem Meer furchtbar geworden, dass er nun deinem Söhnlein als Popanz diene, um ihm das Weinen zu vertreiben? Und ist denn jener sanfte Engel, jene gute, liebevolle Frau, ist es denn wirklich vermögend, dir dein Herz auszufüllen, das große, weite, stürmische Herz? Dir deine Welt zu beleben, deine Wünsche zu stillen, die Flamme deines Geistes mit Gegenflamme zu umflackern? Ach, Norcroß, du hast die Flamme gedämpft, aber sie wird bald um so riesiger hervorbrechen. Du betrügst dich mit dem elenden Schein des Glücks. Dieses Glück kann deine Brust nicht lange ertragen. Schon fängt es an, in dir zu sieden und zu gären. Es wird losbrechen. Norcroß, diese sanfte Frau versteht dich nicht. Ach, die Flammenbilder, strahlende Geburten deiner wild tobenden Fantasie, werden von ihr für die stillen Glanzlichter süßer Gefühle gehalten. Sie kennt dich nicht. Auf diesem Vulkan ruht die holde Schäferin und hält ihn für einen Blumenhügel und freut sich des üppigen Grases für ihre Lämmer. Wehe! Wehe! Ich höre es brausen in seinen Tiefen. Sie kennt diese Laute nicht. Es steigt, es flammt, es tobt. Der Tag muss kommen, wo die Lavaglut, hoch emporgespru-

delt aus dem schwarzen Krater, über ihr unschuldiges Haupt als ein verzehrender Feuerstrom hereinbrechen und sie, die Ärmste, vernichten wird! - Ach! Ach! Schon beginnt der alte Gram an meiner Seele zu nagen. Fort! Fort! Ich muss ihn in des Meeres schwellenden Fluten ersäufen.« Also sprach die Stimme in dem Armen, also sprach er selbst, und gescheucht von den Wirrbildern seiner Fantasie, floh er mit einem Schreckenschrei zu Dinas Bett, wie unter den Schutz einer heilspendenden Ägide. Und die liebe Frau schlug die blauen Augen auf und schaute ihn verklärt an, dass der Friede wie ein Honigstrom daraus in seine wunde Seele floss, und er bald alle dunklen Gedanken vergessen hatte.

Auf diese Weise waren schon mehrere Wochen vergangen. Norcroß schien sich ganz der Pflege der jungen Mutter zu widmen, aber jene mahnenden Stürme wurden heftiger und wiederholten sich öfter, obwohl er tief in der Brust verschloss, was sie ihm zuflüsterten. Sie waren wie zudringliche Gläubiger. Was er auch beginnen mochte, sie zu verscheuchen, sie kamen, sie schlichen sich durch die kleinsten Ritze seiner Sinne in die Seele. Nur Dinas gemütliche Stimme, nur ihre seelenvollen Augen konnten sie verbannen. Wenn sie um ihn webte und schaffte in stiller, traulicher Wirksamkeit, dann fühlte er sich frei und ledig, und er floh oft mit Angst zu ihr. Aber wenn er einige Tage in ihrer Nähe verweilte, sehnte er sich plötzlich von ihr hinweg, dann ergriff ihn ein höherer Geist, er kam sich wie Herkules im Dienst der Omphale vor. Er rannte fort und in seinen wüsten Kopf zogen die nächtlichen Geister ein. Das waren die beiden Seelen, die in seiner Brust kämpften. Die eine leitete ihn zur stillen, gemächlichen Ruhe, zum freundli-

chen Frieden des Hauses, die andere wollte ihn auf Adlerflügeln forttragen in Kampf und Streit, in Sturm und Wellen, in das fieberische Toben der Kräfte, fort zu den schimmernden Palästen des Ruhms.

Obwohl Norcroß schon mehrmals beim König Audienz gehabt hatte, so war doch noch nicht viel von der Zukunft die Rede gewesen, sondern allein von der Gegenwart und Vergangenheit. Der Kapitän hatte dem König genauen und ausführlichen Bericht über seine Fahrten in Frankreich und Dänemark abstaten müssen, und der König ihm manches Zeichen seiner Gnade erteilt. Norcroß selbst hatte noch keinen Fuß wieder in den Hafen gesetzt, und selten daran gedacht, bald ein neues Schiff zu besitzen. Da sandte der König an dem Tag, wo Dina ihr Neugeborenes dem Herrn zur Weihe darbrachte, ein kostbares Geschenk, auch der Feldmarschall Mörner beschenkte seine Base, sowie der Gouverneur Godenhielm, und der Erste ließ dabei verlauten, dass der König eine besondere Affektion für Norcroß gefasst habe und ihn mit seiner Gnade vor allen anderen bedenken werde.

Als Norcroß am folgenden Tag sich beim König melden ließ, kam ihm der Monarch freundlicher entgegen, als seine ernste Natur gewöhnlich zuließ. Nachdem der Kapitän seinen untertänigsten Dank in geziemenden Worten ausgesprochen hatte, versetzte Karl huldreich: »Es war ja nur eine Kleinigkeit, Kapitän, und allein für Eure Hausfrau bestimmt. Und nun wisst Ihr doch, dass ich die Männer lieber mag als die Frauen, und deshalb den brauchbaren Männern auch lieber viel gebe, als den unbrauchbaren Frauen wenig. Daraus mögt Ihr abnehmen, was ich wohl für Euch bestimmt haben möge.«

»Da Ew. Majestät wünschen, dass ich raten soll, ei nun, so bin ich des Glaubens, Sie haben mir ein neues Schiff bauen lassen, damit ich meinen alten Graf Mörner vergessen soll.«

»Falsch geschossen. Das Schiff mögt Ihr Euch selbst bauen lassen nach Eurer eigenen Vorschrift. Lasst es Euch vom untersten Querholz des Kiels bis zur äußersten Spiere neu herrichten, lasst Euch die Kanonen dazu gießen! Ihr sollt freien Willen haben. Aber Männer wie Euch weiß der König von Schweden besser zu belohnen. Kapitän Norcross, Ihr habt in den drei Jahren, die Ihr in meinen Diensten steht, der Krone Schweden ein hübsches Kapital eingebracht. Keiner von meinen Kapern und Kommissfahrern hat so viel Prisen in meine Häfen geschickt wie Ihr - was sag ich! Keiner den vierten Teil so viel. Ihr habt der schwedischen Flagge Respekt verschafft in unseren Nachbarmee- ren, und Euren Namen kennt man von der obersten Spitze von Finnmark an bis zum fernen Atlantischen Ozean hinab. Aber ich allein habe Euch erprobt als einen braven, für meine Person und meine Sache wohl portierten Mann, und was auch Eure Neider und heimlichen Feinde sagen mögen, ich weiß Euch zu schätzen. Von heute an steht meine Schatzkammer Euch offen. Zieht auf meinen Schatzmeister so viel Ihr zu Eurem Planen braucht und um als ein Mann zu leben, den der König von Schweden seinen Freund nennt. Wenn das Jahr um ist, mögt Ihr mir Rechnung ablegen.«

»Ich werde Ew. Majestät unbeschränktes Vertrauen zu rechtfertigen suchen.«

»Das weiß ich, Kapitän. Dann will ich Euch ferner freigestellt sein lassen, ob Ihr fernerhin als Kaper die Meere durchstreifen oder in meine Admiralität eintreten wollt. Ihr

habt Euch durch Tapferkeit und Anhänglichkeit schon lange einen guten Platz in derselben verdient, und eine Kommandostelle soll Euch nicht entgehen. Wählt, was wollt Ihr tun?«

In Norcroß entbrannte ein heftiger Kampf. Plötzlich öffnete sich ihm die Aussicht auf ein Leben voll Ruhe und Bequemlichkeit. Als Mitglied der Admiralität konnte er das ganze Jahr über in Stockholm bleiben, die Freuden der Hauptstadt in steter Gesellschaft seiner Frau genießen, konnte sich, von des Königs Huld so reichlich bedacht, ein Landgut in der Nähe der Residenz kaufen und seine Tage ohne Sorge und Bekümmernis zubringen. Diese freundlichen Bilder führte der Geist des Friedens in seiner Brust rasch an seinem inneren Auge in hellem Farbenglanz vorüber, aber der Geist der Bewegung, der wahrhaftige Lebensgeist, der die Welt erhält und alles Große erzeugt, überflügelte die freundlich beleuchteten Bilder mit seinen Flammengemälden der Schlachten, der Stürme, des ewig bewegten Meeres, seines alleinigen und wahren Abbildes auf Erden. Und er hörte im Geist den Donner der Kanonen, das Geräusch der Wellen, das Brüllen der Brandung, er sah Seeland aus den stürmischen Gewässern emporsteigen und eine herrliche Frau an seiner Küste stehen, das ihm winkte und zurief: Komm, ich bin ja endlich doch noch deiner Kämpfe Preis!

Da sprach er zum König: »Auch diese Gnade werde ich mit Freuden annehmen, großmächtigster König und Herr, wenn Ew. Majestät einen förmlichen Seekrieg mit Dänemark und England beginnen. Dann gibt es zu tun für mich. Solange dies aber nicht der Fall ist, mögen Sie mir erlauben, nach wie vor auf die Kaperei auszuziehen. Ich kann die

Ruhe und Behaglichkeit nicht wohl ertragen. Die sechs Wochen, welche ich nun schon hier auf der faulen Haut zugebracht habe, sind mir eine verhasste Ewigkeit geworden.«

»Recht so!«, versetzte der König und schlug den Kapitän auf die Schulter, welches jedes Mal ein Zeichen seiner höchsten Gnade war. »Ihr seid gerade wie ich, und deshalb mag ich Euch auch so gern. Man muss mit dem Pfund wuchern, das man erhalten hat. Nun, zum Seekrieg, denke ich, dürfen wir nicht viel Zeit mehr kaufen. Ich stehe scharf mit England, und Dänemark soll diesen Herbst noch an mich denken. Habt Ihr mit Görz gesprochen?«

»Als der Herr Baron zum letzten Mal von der Insel Aland hier war, hatte er kaum Zeit, meine gehorsamste Aufwartung anzunehmen. Er konnte mir nur wenig Worte schenken.«

»Er hatte große Eile. Doch wird er Euch gesagt haben, dass wir Norwegen durchaus noch haben müssen, ehe dieses Jahr herum ist. Zuerst soll mir Frederikshold dran sein. Es ist der Schlüssel zu Norwegen. Und oben lasse ich Throndjem erobern. Habe ich es so von beiden Seiten, so entgeht mir kein Zollbreit Land. Mit dem Frühjahr wird der Seekrieg beginnen, denn der hannoversche Kurfürst wird seinen in Gott geliebten Bruder Schelm von Dänemark beistehen. Nun, bis dahin könnt Ihr noch manchen guten Fang machen.«

»Ich denke doch, das Glück wird nicht an meiner Fregatte, sondern an meiner Person haften. Und ist es nicht mit dem wackeren Schiff in den Meeresgrund gefallen, so soll Ew. Majestät auch ferner mit mir zufrieden sein.«

»Ihr wisst, wie ich dem englischen Gesandten heimgeleuchtet habe. Mir solche Anträge zu machen! Ich will, dass

Jakob Stuart König von England werde, und es soll geschehen. Ich habe seit der englischen Unhöflichkeit Befehl gegeben, alle Schiffe mit der großbritannischen Flagge wegzunehmen. Ist das nicht eine Prahlerei und Großtuerei: Großbritannien! Als wenn es mit England und Schottland schlechtweg nicht auch abgemacht wäre? Nun, wir wollen es ihnen vertreiben, Jakob der Dritte soll wieder König von England und Schottland heißen.«

»Dadurch werden Ew. Majestät dero Verdiensten die Krone aufsetzen.«

»Also nehmt mir die englische Flagge aufs Korn, Kapitän. Auf Euch rechne ich am meisten. Sagt mir doch, was haltet Ihr von Kapitän Flaxmann? Er ist Euer Landsmann und Ihr kennt ihn schon lange. Wie ist mir doch, habt Ihr ihn nicht nach Stockholm gebracht?«

»So ist es, Ew. Majestät zu dienen.«

»Er war früher Major als Sohn des Lords Palmerston. Er hat gute Gründe, diesen Namen zu hassen. Ich verdenke ihn nicht darum, dass er den Namen Flaxmann in meinen Diensten führt. Wisst Ihr etwas vom Geheimnis seiner Geburt?«

»Ich habe nicht die Ehre. Zwar hat mich Lord Palmerston mit seiner Freundschaft, nie aber mit seinem unbeschränkten Vertrauen beehrt, und ich fand es nicht für anständig, dasjenige von ihm zu erbitten, was er mir aus eigenem Antrieb versagte.«

»Ihr tatet wohl daran, Kapitän. Glaubt Ihr wohl, dass er zum Seediens taugt?«

»Ew. Majestät darf ich meine wahre Meinung nicht verhehlen. Kapitän Flaxmann ist einer der edelsten Menschen, die ich jemals näher kennenzulernen Gelegenheit gehabt

habe. Er besitzt sehr viele Tugenden, und unter diesen strahlt die Tugend der Tapferkeit hervor. Ich könnte Ew. Majestät glänzende Beweise davon erzählen. Aber dessen ungeachtet passt Kapitän Flaxmann nicht zum Kriegsdienst, weder zu Lande noch zu Wasser, weder als Führer eines Linienschiffes, noch als der eines freien Küperschiffes, als Kapitän froher, tapferer Junge, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben, im Übrigen aber von der Welt nicht viel halten.«

»Ihr mögt recht haben, aber woran fehlt es bei Eurem Landsmann? Er ist so sogar Euer Schüler im freien Seewesen und mit Euch zuerst auf die Kaperei ausgezogen.«

»Wenn man auch lange mit ihm umgeht, man lernt ihn nie recht kennen und begreifen, denn was er heute liebt, verabscheut er morgen, was er heute mit einer exzentrischen Begeisterung erfasst, daran geht er morgen kalt vorüber, und was ihm heute gleichgültig ist, dafür raset er andere Tage. Dabei besitzt er eine Menge ungewöhnlicher Kenntnisse, in denen er manchmal mit Liebe und Lust arbeitet, die er aber dann wieder verachtet und liegen lässt. So hat er zu seinem Vergnügen und aus Wissbegierde Medizin studiert und sich besonders auf das Studium der Natur und ihrer Heilkräfte gelegt, sodass er manches weiß, was unseren praktischen Ärzten fehlen dürfte! Aber er wird es nie dazu bringen, seine Kenntnisse zu irgendjemandes Nutzen und Frommen anzuwenden. Ich habe ihn wohl, wenn er andere Sachen treiben sollte, Tage lang botanisieren gehen sehen, aber wenn es darauf ankam, die Heilkraft einer Pflanze zu bewähren, studierte er Mathematik oder lief wie ein Verrückter umher. So tut er fast nie, was er soll, ist bei keinem Ding mit ganzer Seele und zürnt dazu

ewig mit seinem Schicksal.«

»Ja, ja«, versetzte der König, »diese Unbeständigkeit des Charakters ist ein Familienfehler in seinem Geschlecht, vom Vater auf den Sohn vererbt. Daran erkenne ich ihn. Nun, wir müssen ihn schon dabei lassen, wozu er die größte Lust hat, und ihn anders beschäftigen, wenn er will.«

»Dies können Ew. Majestät auch getrost, denn sein treuer Diener, Freund und Ratgeber, der Bootsmann Courtin, ist ein geschickter Seemann und führt das Schiff gut. Flaxmann hat ihm alles übergeben und leiht nur den Namen her.«

»Ich danke Euch für Eure Mitteilungen, Kapitän«, sagte der König herablassend und winkte zum Abschied mit der Hand. »Gott befohlen!«

Eine Schlinge

Norcroß hatte nun wieder einen Gegenstand für seine Tätigkeit, und der rasche Eifer, womit er sich von Neuem zu regen begann, war geeignet, ihn weder den versuchenden Geistern zu überliefern, noch jener trostlosen Schlawfrheit, die ihn im Umgang seiner Frau allmählich bedrohte. Schnell traf er Anstalten zum Bau eines neuen Schiffes und setzte Zimmerleute, Weber, Schmiede und Stückgießer in Bewegung, indem er von einem zum anderen lief, alles selbst anordnete, verbesserte, nachhalf. Oft sah man den König oder den Grafen Mörner, den General Armfeld oder den Baron Görz, wenn dieser von Aland zugegen war, oder andere der vornehmsten Herren vom Hofe und vom Militär mit ihm auf den Werften und in den Stückgießereien ge-

hen und verkehren.

Norcroß galt zu dieser Zeit allgemein für einen Günstling des Königs. Da man wusste, dass er beim Beginn des Seekrieges gegen Dänemark in die Admiralität treten würde, so zweifelte niemand daran, ihn in Jahr und Tag als *Schout-by-Nacht* oder Vizeadmiral zu sehen, und wenn diese Meinung auf der einen Seite ihn mit kriechenden Schmeichlern umgab, so sammelte auf der anderen der Neid, einen Ausländer so bevorzugt zu sehen, nur um so stärkeres Gift, um es bei schicklicher Gelegenheit über ihn zu gießen.

Schon damals bestand die Partei, wenn auch in ihrer Tendenz und in ihren Nebenabsichten noch nicht so ausgebildet, wie fünf Monate später, aber ihrem Hauptzweck nach, die absolute Macht des Königtums nämlich, seit Karl dem Elften in Schweden bestehend, zu stürzen und dem Reichsrat oder vielmehr der mächtigen Aristokratie des Reichs, die ersehnte Gewalt wieder in die Hände zu spielen. Karl der Zwölfte hielt die Großen seines Reichs mit der eisernen Zuchtrute seines Willens in den Schranken ihrer Ohnmacht zurück. Dies empörte die reichen Adelsgeschlechter, welche sonst Anteil an der Regierung des Landes gehabt hatten, und in ihren geselligen Kreisen wurde oft der frühere Zustand der Dinge zurückgewünscht. Diese Gemütsrichtung blieb dem König nicht unbekannt. Er aber, auf seine absolute Macht und eigne Kraft vertrauend, kümmerte sich nicht darum. Und da ihm der talentvolle Kopf willkommen war, er mochte ein Ausländer oder geborener Schwede sein, so wurden gar oft gute Stellen mit Ausländern besetzt. Ja, um die ihm verhasste Eifersucht des hohen Adels zu demütigen, waren es nur Ausländer, die er die letzten Jahre über mit seinem Vertrauen beehrt hatte. Unter diesen stand

der geniale Schlitz von Görz oben an, ein Mann von großen Talenten und der Freundschaft eines solchen Königs würdig.

Und gleichsam um seinem hohen Adel zu zeigen, dass es gar nicht der Bedienstung in Schweden bedürfe, um in Schweden alles zu sein, sondern allein des Willens, des Vertrauens des Königs, hatte er seinem Freund Görz keine Ministerstelle erteilt. Görz war und blieb Ausländer, und doch lagen in seiner Hand die Zügel des Reichs, doch war er der allmächtige Lenker des Staates. Ein ähnliches Verhältnis fand mit dem Grafen von der Natte statt. Und ebenso schien es mit dem Freibeuter John Norcroß werden zu wollen. Man sah in Schweden allgemein ein, dass der Friede mit Russland ganz allein Görzens Werk war. Man begriff, dass, wenn die Unterhandlungen auf der Insel Aland das von Görz erwünschte, für Schweden höchst günstige Ende erreichten, Karl der Zwölfte, in Verbindung mit dem Zar Peter die zwei größten Fürstengeister ihrer Zeit im Verein, allen seinen Feinden furchtbar werden müsse. Es war vorauszusehen, dass, wenn diese gewaltigen Naturen verbunden nach einem Ziel hinstreben würden, Dänemark verloren sei und Georg der Erste am längsten die großbritannische Krone getragen habe. Wer sollte dann Damm sein einer so großen Macht, von zwei so großen Geistern angeführt? Das kleine Dänemark? Seeland war sogleich von einer russischen Seemacht verschlungen, Norwegen von Schweden besetzt. Großbritannien? Die wilden Schotten waren alle noch mit Leib und Seele dem vertriebenen Haus Stuart ergeben, welches einst in ihren Bergen aufgeblüht, gegläntzt und von ihnen aus nach England gezogen war. In England selbst kannte man eine große Menge An-

hänger der Stuarts, es war auf alle Torys zu rechnen. Irland wünschte einen katholischen König. Es war also nichts gewisser, als dass bei Annäherung einer großen schwedisch-russischen Macht der Sturz der bestehenden Regierung sogleich im Land selbst vollführt werden würde. Frankreich aber war durch die unsinnigen Kriege seines großen Ludwig gänzlich erschöpft. Es konnte kaum in Betracht kommen, da auch der Herzog-Regent kein Mann von Charakterstärke war. Alberonis Feindseligkeit in Spanien gegen Frankreich und England kündigte sich schon von selbst als einverstanden mit des Schwedenkönigs Plänen an. Um die im Utrechter Frieden verlorenen spanischen Nebenländer wieder zu gewinnen, um die verhasste Quadrupelallianz Frankreichs, Großbritanniens und des deutschen Reichs (auf Hollands Beitritt war gerechnet), welche seinen Plänen entgegenarbeitete, zu zerstören, verstand es sich von selbst, dass er mit Russland und Schweden gemeinschaftliche Sache machte, und den letzten Spross der Stuarts nach Kräften unterstützte, damit derselbe den Thron seiner Väter wieder besteige. Das deutsche Reich endlich, oder vielmehr das Haus Österreich in Kaiser Karl VI. an dessen Spitze, war durch den bis zum Juli dieses Jahres fortgesetzten Türkenkrieg sehr geschwächt und konnte unmöglich irgendeinen Widerstand von Bedeutung leisten.

So schien es, als könne der Ausführung des großen Plans Görzens nichts mehr hinderlich sein. Die Partei des hohen schwedischen Reichsadels sah mit Zittern dem Augenblick entgegen, wo Görz und sein Anhang zur Belohnung vom König alle hohen Stellen erhalten, wo der schwedische Adel ganz zurückgesetzt, wo sein Glanz völlig erloschen und auch nicht einmal der Schatten seiner ehemaligen

Macht im Reichsrat verbleiben würde. Es konnte nicht fehlen, dass diese Stimmung der schwedischen Großen in den Kabinetten von Windsor und Versailles bekannt wurde, und dass, als Rückwirkung, französische und englische Spione das stillglimmende Feuer in Schweden anzublase bemüht waren.

An der Spitze der antigörzischen Partei stand ein Graf Horn, durch vielfache Talente ausgezeichnet, aber vom König zurückgesetzt. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, dass des Königs jüngere Schwester Ulrike Eleonore und deren Gemahl, der Prinz Friedrich von Hessen-Kassel, vom deutschen Kaiser gewonnen, eigentlich die Häupter der Unzufriedenen waren, und wenn auch nicht selbst handelten, doch handeln ließen.

Eingehüllt in den dichtesten Schleier des Geheimnisses waren übrigens die Beratungen dieser Partei schon eine Zeitlang gehalten worden, während ebenso lange, ebenso geheim und mit derselben Regsamkeit von der anderen, der görzischen Partei, der schwedisch-russische Frieden zu Aland betrieben wurde.

Norcroß' auftauchendes Gestirn tat durch seinen Glanz den Augen der schwedischen hohen Adligen weh. Obgleich sie den König hassten, so gönnten sie doch dem Engländer seine Gunst nicht. Es wurden daher allerlei Versuche gemacht, ihn aus dieser Gunst zu verdrängen und zu stürzen.

Seit der Kaperkapitän mit seinem neuen Schiffbau beschäftigt war, sah er oft einen Mann in seiner Nähe, bald auf den Werften, bald im Hafen, bald an anderen öffentlichen Orten, der augenscheinlich seinen näheren Umgang suchte. Es war dies ein deutscher Edelmann, namens von

Wollstrupp und mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel als Kammerherr nach Stockholm gekommen. Dieser Mann war Norcroß nicht unbekannt. Er war früher oft mit ihm in Gesellschaft gewesen und hatte sogar bei seiner Werbung um Fräulein Dina von Broke einen Nebenbuhler in ihm gesehen, späterhin ihn aber wenig mehr beachtet.

Wollstrupp war ein feingebildeter Hofherr, hatte seine Studien mit gutem Erfolg absolviert, hatte dem deutschen Reich als Infanteriehauptmann mit Auszeichnung gedient und verfolgte mit ebenso gutem Glück die schlüpfrige Hofbahn. In seinem glatten Wesen, in seiner gewandten, schmiegsamen Aalsnatur lag aber etwas für Norcroß Unleidliches. So kam es auch, dass er ziemlich kalt gegen die Freundschaftsbewerbungen des deutschen Kammerherrn blieb. Inzwischen, wie dies oft zu geschehen pflegt, die Gewohnheit überschüttet und ebnet die ersten Eindrücke, und wen man täglich sieht, wird einem endlich leidlich, wenn er nur einige angenehme Seiten hat. Und dieser hatte Wollstrupp mehrere. Er war unterrichtet und bewandert, sprach mit liebenswürdiger Eleganz, konnte Tage lang unterhalten, ohne dass man die geringste Langeweile verspürte, und fällte in den meisten zweifelhaften Dingen ein richtiges Urteil.

Norcroß bemerkte einige Male, dass der Kammerherr sich in seinen Ansichten über die Politik des Tages der Quadrupelallianz geneigt zeigte, doch machte er sich daraus nichts und tat, als überhöre er dergleichen Äußerungen. Allmählich musste er aber die alten Geschichten immer wieder hören von der Unechtheit des Prätendenten, von dem Verderben, in welches Karl das Schwedenreich durch seine ungeheuren, meist unglücklichen Kriege gestürzt habe, von den

wohlmeinenden Absichten des Königs von Dänemark, sein Reich in Ruhe und Frieden zu regieren und seinen Wohlstand dauernd zu begründen, worin er stets von Schweden gestört werde, von dem herrlichen und staatsklugen Plane des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, die Schuldenlast zu tilgen und die Wunden des französischen Reiches zu heilen. Er sprach ferner von der Regierungsuntauglichkeit der Stuarts, zählte die Fehler derselben auf und pries die weise Regierung Georgs I., rügte die Zurücksetzung und Beschränkung, welche der schwedische Reichsrat vom König erdulden müsse und dergleichen mehr.

Norcroß widerstritt, der Kammerherr gab nach, wusste aber seine Meinung mit einer schlaun Dialektik zu verteidigen, der der Kaperkapitän nicht gewachsen war. Und wenn er auch streng sein Glaubensbekenntnis verteidigte, so musste er doch gestehen, dass Wollstrupp das seine in ein weit glänzenderes Licht zu setzen im Stande war. Übrigens blieben beide durch Wollstrupps feines Betragen trotz ihrer Meinungsverschiedenheit in gutem Vernehmen miteinander.

Eines Tages waren sie wieder zusammen auf der Werst – es war ein heißer Augusttag und der Bau des Schiffes schritt seiner Vollendung entgegen – da kam der Baron Görz, welcher Tags zuvor von Aland angekommen war, in Begleitung des Kapitän Flaxmann ebenfalls dorthin, um Norcroß aufzusuchen. Norcroß und Flaxmann begrüßten sich mit Herzlichkeit. Der Letztere war vor einigen Tagen erst von einer Seereise von Russland zurückgekehrt und beide hatten sich noch nicht wieder gesehen. Görz schüttelte Norcroß freundschaftlich die Hand.

Wollstrupp entfernte sich mit einer an Kriecherei gren-

zenden Artigkeit.

Als er fort war, sagte Görz: »Was habt Ihr doch mit diesem Mann, Norcroß? Hinter dieser Katzenfreundlichkeit steckt auch Katzenfalschheit. Ich mag die Leute nicht, die mir immer ins Gesicht grinsen. Ich muss Euch sagen, der Mensch scheint mir verdächtig.«

»In der Tat mir auch«, versetzte Norcroß. »Dass ich aber nichts mit ihm habe, möge Ihnen der Umstand bezeugen, dass wir in politischer Hinsicht ganz entgegengesetzten Richtungen folgen. Er ist ein Verteidiger des schwedischen Reichsadels, der englischen Whigs und Hannoveraner, der französischen Orleaniden. Aber er spricht über alles so manierlich, dass man ihm nicht zürnen kann.«

»Wirklich?«, sagte Görz bedenklich. Dann fuhr er nach einer kleinen Pause ernsten Nachdenkens fort. »Hört, Kapitän, tut mir den Gefallen, Euch scheinbar zu des Kammerherrn von Wollstrupp Ansichten zu neigen. Stellt Euch geschickt und allmählich an, als ob Ihr überzeugt würdet, Ihr hättet erst unrecht gehabt. Es steckt etwas dahinter, das müssen wir herauslocken.«

»Mit Freuden!«, erwiderte Norcroß. »Er ist zwar schlau, aber er lässt sich doch aushorchen.«

»Wie weit seid Ihr mit Eurem Schiff?«, fragte der Baron.

»Kommen Sie und nehmen Sie es selbst in Augenschein. Es wird eben getakelt und morgen die letzte und größte Kanone dazu gegossen.«

»Gewiss die für Joel Swale bestimmte“«, fragte Flaxmann.

»Ihr habt es erraten, Herr Kamerad, die, welche seinen Namen mit dem ehrenden Beinamen Donnerschütz führen soll. Er verdient es, der wackere Junge.«

»Gewiss, er verdient noch mehr. Und ich wette, er wird

mit den Jahren den Lohn seiner Verdienste erlangen.«

»Ich habe schon von Kapitän Flaxmann gehört, wer der Knabe ist, von welchen Ihr sprecht«, sagte der Baron Görz. »Er soll ein gutes Spiontalent haben und von Euch schon zu wichtigen Diensten gebraucht worden sein, Kapitän Norcroß. Vielleicht könnten wir die geistigen Gaben des pfiffigen Burschen setzt mit gutem Vorteil in Anspruch nehmen. Wir sind nämlich gekommen, Euch einen Antrag besonderer Art zu machen, Norcroß. Die Friedensunterhandlungen mit Russland gedeihen immer erfreulicher. Jetzt eben kommt es darauf an, den Zaren von meiner Behauptung zu überzeugen, dass Schottland sogleich auf das Versprechen unseres Beistandes die Waffen gegen den Usurpator der englischen Krone erheben und in Masse aufstehen wird, sobald wir ihm das Signal geben. Es ist daher nötig, dass ich einen geschickten Mann nach Schottland schicke, der die schottischen Barone und Lairds unter einen Hut bringe, damit sie ein Dokument unterzeichnen, worin meine dem Zaren gegebene Versicherung bestätigt wird und dieselbe durch einen Gesandten dem Zaren überschicken. Wer wäre dazu passender als Ihr? Ihr habt mir schon in ähnlichen Fällen zu meiner Zufriedenheit gedient, Ihr werdet auch dieses Geschäft pünktlich besorgen.«

»Tut es zur Ehre unseres Vaterlandes«, bat Flaxmann mit Wärme. »Es gilt ja die Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Königs von England. Es gilt ja der Sache der Wahrheit und des heiligen Rechtes, für die Ihr immer entflammt seid. Der englische Thronerbe irret und duldet in fremden Landen, isst das Gnadenbrot fremder Könige, während der Dieb seiner Krone sich in London brüstet. Ihr seid immer gleich mir für die Sache der Stuarts gewesen. Nun ist der Augenblick

gekommen, wo es gilt, Eure guten Grundsätze durch gute Handlungen zu betätigen, wo jeder, unserem Recht Wohlgesinnte, aus allen Kräften wirken muss, das schön winkende Ziel mit erstreiten zu helfen. Der Zar und Alberoni sind auf unserer Seite. Gelingt es, alle Jakobiten in Schottland, England und Frankreich zusammenzubringen, so kann der entscheidende Schlag bald geschehen. Über das Jahr um diese Zeit ist Jakob III. König von England und Ihr, Freund Norcroß, Admiral der englischen Flotte.«

»Ihr seid einmal wieder stark passionierter Jakobit«, sprach Norcroß auf Flaxmanns feurige Rede. »Ich weiß Zeiten, wo Ihr an allen politischen Händeln einen Ekel hattet.«

»Rügt nicht die Schwachheit menschlicher Natur! Freilich ist in unser Leben ein ewiger Widerstreit gelegt. Greift doch an Eure eigene Brust und fragt Euch, ob bei Euch alles ausgeglichen und ruhig ist, oder ob Ihr nicht auch hin- und hergerissen werdet von sich widerstrebenden Geistern.«

Norcroß erschrak. Er sah sein Spiegelbild. Auch ihn zermarterte ein innerer Streit, obgleich von ganz anderer Art als der, welcher in Flaxmanns Brust tobte.

»Die Sache der ewigen Wahrheit hat das heiligste Recht an uns«, fuhr Flaxmann begeistert fort, »und ihr müssen am Ende alle Gefühle der Menschenbrust Untertan sein. Und hat nicht Jakob Stuart Recht und Wahrheit auf seiner Seite? Auf! Norcroß, helft es ihm erkämpfen!«

»Ich war von je Englands rechtem König und Herrn mit Wort und Tat ergeben. Auch jetzt soll ihm meine geringe Hilfe nicht entgehen. Der Prätendent kann stets auf mich rechnen, so wie Se. Majestät der König von Schweden und Sie, Herr Baron. Bestimmen Sie mir die Zeit meiner Abreise und unterrichten Sie mich genau über die von mir zu be-

sorgenden Geschäfte in Schottland.«

»Ich gebe Euch Briefe an einige der reichsten schottischen Barone nebst genauen Instruktionen. Euer Schiffsjunge wird Euch dabei von trefflichem Nutzen sein. Ende dieses Monats oder Anfang September

spätestens müsst Ihr abreisen. Kann bis dahin Euer Schiff vollendet sein?«

»Gewiss, wenn ich den Bau eifrig betreibe.«

»Wohlan, so betreibt ihn! Vier bis fünf Wochen habt Ihr in Schottland zu tun und könnt Ende Oktober in Frankreich sein, wo ich Euch gleiche Aufträge an die dortigen Jakobiten erteilen werde.«

»Ich werde alles zu Ihrer Zufriedenheit zu besorgen wissen, Herr Baron.«

»Kehrt Ihr zurück, so ist die Zeit da, unsere Seemacht einzurichten, und Euer erwartet eine Kommandeursstelle zum Lohn Eurer Verdienste.«

Norcroß verbeugte sich, und Görz reichte ihm noch einmal gnädig die Hand. Flaxmann ging mit Görz wieder vertraulich davon.

Kanonen- und Schiffstaufe

Görzens Rat war nicht vergeblich gewesen. Norcroß spielte von diesem Tage an mit dem Kammerherrn von Wollstrupp seine Komödie. Zuerst hielt er in ihrem Streit ihm weniger als sonst die Widerpart, stellte sich dann mehr und mehr überzeugt und äußerte endlich, wenn sich ihm nur eine Gelegenheit böte, vorteilhafter platziert zu werden, so sei er gar nicht abgeneigt, die Dienste des Königs von

Schweden zu verlassen, der ihn trotz aller Freundschaft schlecht bedacht habe. »Was hilft mir die freundliche Herablassung«, sagte er, »ich kann sie beim Wechsler nicht zu Kleingeld machen und mir keinen Krug Wein davon kaufen. Obwohl man mir immer und immer vorsagt, der König sei mein Freund, so bin ich doch Kaperkapitän wie vor drei Jahren.«

»Das ist es ja eben, was ich Euch stets eingeredet habe, Kapitän«, versetzte der Kammerherr listig lächelnd. »Ein Mann von Euren Kenntnissen im Seewesen, von Euren Reisen und Erfahrungen, von Euren unberechenbaren Verdiensten um die Schatzkammer des Königs sollte doch billig besser gestellt sein. Inzwischen gäbe es wohl andere Leute, die mit Freuden Eure Verdienste belohnen und mit der Krone der Vergeltung schmücken würden. Es muss ja nicht der König von Schweden sein.«

»Ich wüsste nicht, wer weiter von mir Notiz nehme.«

»Die Generalstaaten würden zu Beispiel Euch sogleich ein Kommando übergeben.«

»Ich mag nicht abhängig sein von wucherischen Kauf- und Handelsleuten. Behüte mich Gott vor solchem Krämerdienst!«

»Die Krone Frankreich würde es sich zur Ehre schätzen, Euch zu ihren Dienstleuten zu zählen. Ich denke, ein Admiralschiff mit den drei Lilien geschmückt, wäre auch keine unfreundliche Wohnung für Euch.«

»Das ließe sich eher hören. Aber wo hätt' ich eine Aussicht dazu?«

»Kapitän, ich verhehle Euch nicht länger, dass ich von Frankreich beauftragt bin, tüchtige Männer für den See- und Landdienst der französischen Krone zu werben. Einer

der vortrefflichsten Männer für den Ersteren seid Ihr. Ich darf Euch eine Kommandeursstelle mit der gewissen Aussicht auf baldige Beförderung anbieten. Ihr habt den Wunsch selbst geäußert, französische Dienste zu haben, hier ist ein schriftliches Instrument. Unterschreibt dasselbe und Ihr seid sogleich Dienstmann Frankreichs.«

Mit diesen Worten zog er ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche und überreichte es dem sich freudig erstaunt stellenden Kapitän. Zugleich war er auch mit Tintenfass und Feder bei der Hand, welches er ebenfalls aus seiner weiten Rocktasche geholt hatte, und machte auf dem Werk Tisch eines Zimmermanns Anstalten, sich damit auszubereiten.

»Ich will's mir zu Hause mit Verstand durchlesen und überlegen«, sagte Norcroß und wollte das Papier einstecken.

»Ich bitte Euch, Kapitän«, rief der Kammerherr ängstlich, »lest und unterschreibt gleich jetzt. Ihr habt ja die schönste Muse dazu.«

»Im Gegenteil bin ich durch Euren unerwarteten und mir so sehr erwünschten Antrag ganz zerstreut. Ich muss mich wirklich erst sammeln, ehe ich etwas lesen kann. Ich bin jedenfalls der Eure, und morgen schon habt Ihr das Instrument unterschrieben zurück.«

»Aber ebenso gut könnt Ihr es ja auch jetzt unterschreiben, Kapitän. Was wollt Ihr zaudern? Ergreift Euer Glück schnell! Was bedarf es da des Überlegens? Hier ist Tinte und Feder.«

»Aber, Herr Kammerherr, Ihr werdet mich doch nicht zwingen. In meinem Leben habe ich noch keinen Wisch in einer Zimmermannswerkstätte unterschrieben, geschweige

ein so wichtiges Instrument. Ich muss es zu Hause lesen und unterzeichnen und damit Basta! Wenn Euch so sehr an Eile liegt, so kommt heute Abend zu mir, dann sollt Ihr es mit der Unterschrift zurückerhalten.«

»So will ich lieber jetzt gleich mitgehen!«

»Traut Ihr mir nicht, der ich Euch doch getraut habe? Wenn dies der Fall ist, so nehmt Euer Papier wieder zurück, wie es ist, und ich bleibe, wo ich bin. Hier ist es!«

»Nein, so war es nicht gemeint. Ihr missversteht mich, Kapitän. Die Vorsicht und der Wunsch, Euch recht bald glücklich zu machen, veranlassten mich zu solcher Eile.«

»Nun gut, so holt es diesen Abend ab.«

Der Kammerherr ging und Norcroß verfügte sich unverzüglich mit dem Papier zum König, weil Görz wieder nach Aland zurück war. Der König ließ ihn sogleich vor sich, und Norcroß unterrichtete ihn von des Barons Befehl in Betreff des Kammerherrn von Wollstrupp und dem Erfolg desselben, indem er ihm das von Letzterem erhaltene Instrument überreichte.

Der König durchlas die Schrift mit sichtbarem Wohlbehagen und gab sie dann mit den Worten zurück: »Görz gab Euch einen klugen Rat. Tut mir den Gefallen und unterschreibt das Papier. Wir wollen doch sehen, was er danach damit beginnen wird.«

Norcroß tat nach des Königs Willen. Am Abend holte der Kammerherr das Dokument und versprach goldene Berge.

Am anderen Morgen hatten sich in der königlichen Stückgießerei auf dem Ritterholm, unweit des Palastes, mehrere Freunde des Kapitäns und eine Menge Seeoffiziere und Matrosen versammelt. Norcroß gab nämlich in Juels Namen, dessen Ehrentag heute war, ein kleines Fest. Noch vor

Tagesanbruch war die Kanone gegossen worden, welche des jungen Matrosen Namen führen sollte. Die Gießerei war festlich ausgeschmückt und mit Kränzen behangen. Ein großer Volkshaufen harrte am Eingang, darunter eine gemeine Frau, die Witwe eines Schiffers, um die sich die Menschen drängten und ihre Worte vernahmen, ihr zu Gefallen schluchzten und weinten, und ihre Äußerungen weitertrugen, bis sie von Mund zu Mund gingen. Es war Juels Mutter, die auf des Kapitäns Wunsch hierher gekommen war, ihrem wackeren Jungen eine Überraschung zu bereiten. Bald erschien Kapitän Flaxmann mit einem Musikkorps. Die Matrosen, welche mit Juel zusammen auf dem *Graf-Mörner* gedient hatten, waren mit neuen Jacken, weißen Hosen, hellroten Leibbinden und Bändern auf den Hüften geschmückt. Flaxmann ordnete ihre Stellung an. Juels Mutter wurde herbeigeholt und unter die Matrosen platziert.

Bald darauf trat Kapitän Norcroß in der Staatsuniform mit Feierlichkeit in die Werkstatt, Juel im neuen Matrosenanzug an der Hand. Als sie den inneren Raum der Gießerei betraten, schallte ihnen ein Vivat der Versammelten entgegen. Das Musikkorps spielte auf. Juel nahm seinen Hut ab und dankte bescheiden.

Der Kammerherr von Wollstrupp hatte sich ebenfalls eingefunden und drängte sich gewohnter Maßen an Norcroß. Dieser beachtete ihn aber nicht. Hierauf sagte er Jueln fade Schmeicheleien, der Bursche sah ihn mit großen Augen an und antwortete keine Silbe.

Während die Musik ein Matrosenlied aufspielte, in welches die meisten singend einstimmten, wurde die Kanone noch im Mantel aus der Grube gehoben und in den Vorder-

grund gebracht. Nun erhielt Juel einen Hammer und Norcroß befahl ihm, den Mantel zu lösen. Im weiten Kreis umstand ihn das Volk. Juel tat, wie ihm befohlen war. Nach wenigen Schlägen sprang der Mantel und die Kanone schälte sich heraus. Sie wurde mit Jubelgeschrei begrüßt, die neugeborene Tochter des Kampfes. Die Gießer hoben sie sogleich auf ein bereitstehendes Gestell, sodass die Inschrift von allen gesehen werden konnte.

»Juel Swale Donnerschütz!«, scholl es wie aus einem Munde, und der überraschte Knabe ließ den Hammer fallen und starrte mit freudetränenden Augen auf den Namen. Da trat der Kapitän hinter ihn und hob ihn auf die Kanone, sodass er reitend darauf zu sitzen kam.

»Vivant, Vivant Juel Swale und Juel Swale Donnerschütz!«, rief die Menge, und des Knaben Mutter trat mit einem Blumenkranz heran und setzte ihn denselben laut weinend auf den Kopf.

Der Knabe sank ihr ebenfalls weinend um den Hals und rief: »O lieb' Mütterlein, nun ist meine Freude vollkommen, dass ich dich auch hier sehe. Das hat der Kapitän getan. O, wie dank ich ihm!«

Hierauf kamen die Matrosen mit einer Lafette, hoben die Kanone samt dem Knaben darauf und banden ihn mit Blumenketten fest. Darauf gaben sie ihm in jede Hand eine bunte Flagge und zogen unter Aufspielung eines fröhlichen Marsches die Lafette an einem langen Schiffstau, ihrer mehr als hundert, fort. Als sie gerade aus der Werkstatt hinaus wollten, begrüßt vom Jubel des draußen harrenden Volkes, hieß es plötzlich: »Der König! Der König!« Und das Volk bildete eine breite Gasse, durch welche König Karl an der Spitze mehrerer Generäle und Admiräle hindurch-

schritt. Alle Häupter entblößten sich; eine tiefe Stille trat ein. Der König trat zu dem bekränzten Knaben heran und sprach mit Würde: »Mein Sohn, du hast deinem König treu gedient, dein König dankt dir dafür. Sobald Kapitän Norcroß, nach meinem Wunsch, in die Admiralität tritt, bist du Marinekadett und studierst die Seewissenschaften auf meine Kosten. Nimm einstweilen dies als Lohn!« Und damit übergab er ihm einen vollen Geldbeutel. Juell bedankte sich und die Menge brachte dem König ein donnerndes Vivat. Hierauf wandte sich Karl an Norcroß sagend: »Euch, Kapitän, danke ich für diesen Knaben mit diesem Papier. Eure Feinde hatten es schlimm mit Euch vor. Jener Schurke dort«, er deutete auf Wollstrupp, »glaubte Euch sicher zu verderben. Er hat nur dazu beigetragen, Euch in meiner Gunst zu festigen.«

Norcroß empfing das Dokument aus des Königs Hand zurück, welches man demselben schon beim Lever überreicht hatte, um den Kaperkapitän zu stürzen. Er warf es dem erschrockenen Kammerherrn mit den Worten vor die Füße: »Hier, Elender, nimm das Zeichen meiner tiefsten Verachtung! Du bist nicht wert, dass ein Ehrenmann dir weitere Aufmerksamkeit schenkt.«

Der feige Kammerherr floh aus der Gießerei.

»Die Burschen zechen heute auf meine Kosten, Kapitän!«, sagte der König und ging, vom Jubelruf des Volkes begleitet. Sogleich ergriffen die Matrosen das Tau und der lange Zug setzte sich, unter Musik und Gesang, in Bewegung. Die Offiziere folgten paarweise dem bekränzten Kanonenreiter, in Massen wälzte sich das Volk um das seltsame Schauspiel. Zur Rechten Juells ging Norcroß, zur Linken seine Mutter. Die Musik zog voran. So ging es vom Ritterholm

langsam bis zum Hafen hinab, wo ein großer Schmaus, Tanz und Spiel, bei Bechergeläute, die schöne Feierlichkeit beschloss.

Vier Wochen darauf hatte sich eines Morgens noch mehr Volk im Hafen versammelt. Alles wogte und drängte sich, und die Ufer des Meerbusens waren weithin mit bunten Menschenreihen eingefasst. Der König zog mit seinem Hofstaat heran, er selbst einfach wie immer. Im Hafen lag ein großes, neues Schiff, leuchtend wie ein Sternbild. Der Wind spielte lustig in den flatternden Wimpeln, auf dem Verdeck war nichts als Leben und Bewegung. Boote umschwärmten es in großer Anzahl. Es wurde von allen Seiten in Augenschein genommen. In stolzer Ruhe lag das neue Meerhaus und ließ sich von den Wellen belecken, die wie in neugieriger Freude daran hinaufhuschten. Eine prächtige Barke trug den König mit seinen Generälen, Admirälen und übrigen Hofherren an Bord der neuen Fregatte, welche heute getauft werden sollte. Himmel und Meer schienen diesen Tag durch das herrliche Sommerwetter feiern zu wollen. Die Sonne vergoldete die Wasser und umspann das neue Schiff mit Strahlen, gleichsam sich freuend über den funkelnden Bau.

Der König stand auf dem Hinterdeck hoch und von allem Volk gesehen. Bänder wehten von den mit Blumenketten umwundenen Masten herab. Das Musikkorps war auf dem unteren Verdeck mit dem Hofstaat und den Seeoffizieren aufgestellt. Kapitän Norcroß, auf des Königs Befehl, vornan.

»Diese Fregatte soll heißen. Dänenfeind!«, rief der König laut. »Dänenfeind!«, flog es von Mund zu Mund auf dem Verdeck, über die Boote hin das Ufer entlang, bis der Don-

ner der Kanonen den Ruf verschlang. Juel Swale hatte das Recht, zuerst zu schießen. Er weihte mit seiner Kanone das Schiff ein.

»Dänenfeind«, jubelte er und legte die brennende Lunte auf. Und »Der Donnerschütz« bewährte seinen Namen. Weithin rollte der Donner des Schusses über Land und Meer, und das Echo der felsigen Holme wiederholte ihn und trug ihn bis zu den Türmen der Hauptstadt hinab. Darauf wurden die vierundachtzig Kanonen des Dänenfeindes nacheinander gelöst, die Taue, welche das Schiff noch am Ufer gehalten hatten, ebenfalls gelöst, die Ruder setzten sich in Bewegung, und unter Jubelgeschrei und dem Schmettern der Musik lief die Fregatte vom Stapel. Unzählige Boote begleiteten sie. Nach einer Stunde ließ sich der König zurückrudern. Einer um den anderen von den Begleitern schied. Endlich riss sich Norcroß auch aus den Armen seiner Frau, und der Dänenfeind lief allein die noch ungewohnte Meerbahn stolz und sicher, wie ein junges arabisches Pferd, wenn es zuerst die Rennbahn betritt.

Selige Vereinigung

Der scheidende Herbst fegte die Länder und peitschte die Meere mit scharfem Besen, als Norcroß, von Schottland herabsegelnd, zum Kanal einbog, welchen die Franzosen den Ärmel nennen, um in den Hafen von Palais einzulaufen. Teils auf seiner Fahrt nach Schottland, teils von dort nach Frankreich zu, hatte er verschiedene gute Prisen gemacht und nach Schweden geschickt, zum Beweis, dass das Glück mit dem *Dänenfeind* ebenso gut über Meere wandle wie mit

dem *Graf Mörner*, solange nur der kühne Freibeuter ihr Führer sei. Nun, da der Oktober bereits begonnen hatte, wollte er Görz' Befehle in Frankreich ausrichten und hoffte, dies mit demselben guten Erfolg auszuführen, wie es ihm in Schottland geglückt war. Durch diese freundlichen Aussichten hatte er seine alte Festigkeit wiedererlangt und arbeitete mit Eifer in der Sache des Prätendenten, die er nun, und mit ihm alle seine Freunde und Parteigänger der Stuarts, bald zum Ziel gedeihen zu sehen, mit Zuversicht hoffte. So günstig wie jetzt hatten die Aspekten Jakob Stuarts noch nicht gestanden und jeder, der mit der Lage der Dinge vertraut war, musste ihn schon still als König von England anerkennen.

Die herbstliche Sonne warf eines Spätnachmittags zum Abschied den gekräuselten Wellen ihr Glanzgold in den Schoß, da wurde auf dem *Dänenfeind* ferner Kanonendonner vernommen. Sogleich gebot der Kapitän Stille und bedeutete den Ausgucker, nach dem Gegenstand zu sehen, von welchem die Schüsse ausgingen. Dem Schall nach kamen sie von Steuerbord, und das Schiff wurde sogleich rechts gedreht und die Segel danach gestellt. Bald fiel der Wind hinein und schwellte sie. Leicht und gefällig hüpfte der schöne Riesenbau zu der angegebenen Richtung hin. Nicht lange darauf rief der Matrose im Mastkorb, dass er zwei Schiffe im Kampf miteinander entdeckte.

»Setzt noch ein Segel bei!«, befahl der Kapitän. »Drauf und dran!« Einen Augenblick darauf flog das Schiff, als wollte es Berge übersegeln.

Nach einer halben Stunde rief der Matrose im Korb: »Die schwedische und die dänische Flagge!«

Norcroß visierte mit seinem Glas und fand die Angabe

bestätigt. Aber es war, als ob der Wind abfallen wollte, und der Kapitän forderte mit Ungestüm, das Schiff in einen Segelwald zu hüllen und die Riemen zu streichen. Da rasselte die neue, schwere Leinwand herab und verdunkelte das Verdeck. Der Wind fiel zwar noch hinein, hatte aber nicht Kraft genug mehr, sie ganz aufzublähen.

»Wenn wir nicht eilen, so kommen wir um den Wind, und können zusehen, wie der Däne einen unserer Kameraden verschlingt. Frisch, Jungen, ihr müsst mir den Wind ersetzen!« Also rief der Kapitän und griff selbst zu einer der Ruderstangen, und die Arbeit begann mit erneuter Kraft, sodass sie in einer Viertelstunde den kämpfenden Schiffen in Schussweite kamen.

Der Däne setzte dem Schweden stark zu, dieser wehrte sich wacker. Auf beiden Seiten fiel Schuss auf Schuss, und Masten und Segel hatten es hier und dort schon übel empfunden. Norcroß hatte in aller Geschäftigkeit noch nicht Zeit gehabt, sich die Schiffe näher zu betrachten. Er hatte vielmehr alles dazu einrichten lassen, um bei seiner Ankunft sogleich an dem Kampf teilzunehmen und den Namen seines Schiffes dadurch zu bewähren, dass er den Dänen in den Grund bohre.

»Juel«, rief er eben, »jetzt lass deinen Namensbruder ein Wörtchen mitreden, und füttere ihn fleißig, dass ihm die Stimme nicht ausgeht!« Der Bursche triefte von Schweiß. In dem Augenblick, als Norcroß Befehl zum Feuern geben wollte, krachten auf der dänischen Schnacke alle Kanonen. Der Dampf wölkte sich über das Wasser hin und legte sich vor den schwedischen Schoner so, dass man nichts erkennen konnte. Aber ein lautes und klägliches Geschrei wurde von dorthier vernommen.

»Unsere Schweden dort haben jemand von Wichtigkeit verloren!«, sagte Norcroß mit Ruhe. »Schießt mir doch die Postschachtel zusammen!«

Juel gab Feuer, und die Masten des dänischen Paketbootes krachten zusammen und legten sich über das Verdeck. Als der Dampf verraucht war, sah man, wie sie die Segel strichen, zum Zeichen, dass sie sich ergäben. Norcroß rief ihnen durch das Sprachrohr zu, heranzukommen, und augenblicklich wurde seinem Befehl Folge geleistet. Sogleich ließ er ein Boot aussetzen und stieg hinab, um sich in das genommene Schiff zu begeben. Seine Offiziere begleiteten ihn, scharf bewaffnet. Die Treppe wurde von der Schnacke herabgelassen, der Führer derselben trat ihnen entgegen und legte Norcroß seine Waffen zu Füßen. Dieser stieg an Bord des eroberten Schiffes, um seine Beute in Augenschein zu nehmen.

»Habt Ihr Passagiere an Bord, Kapitän?«, fragte Norcroß.

»Ja. Es sind ihrer sechzehn, zumeist Franzosen, dann Dänen. Auch sind zwei Damen dabei, die aus einem Bad in Frankreich kommen. Sie erwarten Euch.«

»Ihr werdet mir nachher ihre Reisepässe ausliefern.« Norcroß trat auf das Verdeck und ging mit höflichen Gebärden auf die Passagiere zu. Bestürzung hemmte seine Schritte. In demselben Augenblick stieß auch eine Dame einen Laut der Überraschung aus. Es war Friederike von Gabel in Gesellschaft ihres Vaters, des alten Vizestatthalters, und Christine von Ove. Norcroß wollte reden, aber Friederike legte den Finger auf den Mund und bedeutete ihm, jetzt zu schweigen. Der Kapitän begrüßte also seine Gefangenen mit einigen allgemeinen Höflichkeitsformeln, aber kaum vermochte er, über Christines abgekehrte Gestalt erschro-

cken, einige Worte zu stammeln, welche die Besorgnisse der Gefangenen über ihr Los heben sollten. Hierauf ließ er sich die Reisepässe aushändigen und bat diejenigen der Reisenden, welche es sich bequemer machen wollten, als in diesem zerschossenen, mit Blut und den Leichen der gefallenen Matrosen bedeckten Schiff, ihm in seine Schaluppe zu folgen und sich mit ihm auf seine Fregatte zu begeben. Dieses gütige Anerbieten nahmen alle ohne Ausnahme an, und die Damen waren die Ersten, welche in das Boot hinabstiegen, weil Christine sich von der blutigen Kampfscene so sehr angegriffen fühlte, dass sie wie ein Schatten wankte und jeden Augenblick umsinken zu müssen glaubte.

Als alle darin waren, bat Norcroß für einen augenblicklichen Verzug um Entschuldigung, indem er auch seinen Kameraden begrüßen und zusehen wollte, wie ihm die kleine Balgerei bekommen sei. Die Matrosen ruderten auf den Schweden zu, auf welchem es ruhig geworden war. Norcroß stieg hinauf, niemand kam ihm entgegen. Als er den Fuß auf das Verdeck setzte, lief ein Matrose hastig vorbei. »Wie heißt dein Kapitän?«, rief ihm Norcroß zu.

Der Bursche deutete stumm nach dem Hinterdeck. Dort sah Norcroß viele auf einem Haufen beisammenstehen. Mit einem ängstlichen Gefühl ging er hinzu und erkannte in der Vordergruppe Pierre Courtin, wie sich derselbe nach vorn beugte. Norcroß drängte die umstehenden Matrosen zurück und vor ihm lag der Kapitän Flaxmann schwer verwundet in seinem Blut. Eine Kugel hatte ihm den Unterleib zerrissen.

»Heiliger Gott!«, rief Norcroß schmerzlich, »mein Kamerad und Landsmann, musste es so mit Euch kommen?«

Flaxmann erkannte seines Freundes Stimme und wandte die Augen nach ihm. Ein zufriedenes Lächeln flog über sein bleiches, schmerzzerrissenes Gesicht. Er winkte Norcroß zu sich herab und flüsterte: »Mein Kamerad, ich sterbe, und es ist gut so. Eine wunderbare Ahnung kommt eben über mich. Wer waren die Damen auf dem dänischen Schiff?«

»Eure Ahnung ist wahr!«, sagte Norcroß erstaunt.

»Führt sie hierher. Ich will ihr verzeihen. Es musste so kommen. Ich bin froh, dass es so gekommen ist.«

Norcroß zauderte.

»Ist Euch der Wille Eures sterbenden Freundes so wenig heilig?«, fragte Courtin schmerzlich. Ein Blick des Vorwurfs fiel aus Flaxmanns Augen auf den Unentschlossenen, und Norcroß ging mit unsicherem Schritt. Im heftigsten Widerstreit seiner Gefühle war er wieder in die Schaluppe hinabgestiegen.

»Was fehlt Euch, Kapitän?«, fragte Friederike. »Ihr seid in den wenigen Minuten Eurer Abwesenheit umgewandelt. Was ist Euch geschehen?«

Er wollte sie beiseite ziehen und sagte so leise, wie er vermochte: »Des Schicksals Hand trifft uns hart. Der Führer jenes Schiffs ist Kapitän Flaxmann, unser Lord Palmerston, und, von einer Kugel tödlich verwundet, liegt er im Sterben. Aber mich schaudert es, es auszusprechen. Er ahnte, dass Christine auf dem dänischen Schiff sei, und wünscht dringend, sie zu sprechen und ihr zu verzeihen. Was sollen wir tun?«

Er hatte die letzten Worte, vom Schmerz überwältigt, mehr gestöhnt als gesprochen. Christines aufmerksamem Ohr war nichts davon entgangen, und ob auch der wütendste Schrecken durch ihre Seele zuckte, trat sie doch den

Kapitän an, bleich, kalt und ernst, wie ein Schattenbild und sprach: »Ich werde mit Euch gehen, Kapitän. Auch ich habe geahnt, was dort vorgegangen ist. Führt mich zu ihm.«

Durch ihr glänzend weißes Gesicht, in welchem die Augen tief und erloschen lagen, rann es leise und leiser wie Todesschauer und zuckte nur dann und wann wieder wie ein schwacher Lebensblick, der verlöschenden Flamme vergleichbar, wenn sie noch am glimmenden Docht aufflackert.

»Was wird das werden?« seufzte Norcroß tief auf.

»Das wisst Ihr nicht, Kapitän?« fragte Friederike ernst. »Hier wird der Himmel sich senken, und die Erde ihm entgegen aufsteigen, bis sie sich berühren, küssen und umarmen. Der Hauch Gottes wird um unsere Schläfe fliegen, der Gedanke der Nichtigkeit alles Erdenlebens uns überfallen, aber die Ahnung der Unsterblichkeit als ein tröstender, untrüglicher Stern in unserer Brust aufgehen. Freut Ihr Euch nicht auf die nächsten Minuten? Die Vorahnung ihrer Wonnen durchbeben mich, dem heiligen Gefühl gleich, das mich überkommt, wenn ich an der Schwelle einer gotischen Kirche stehe. Da ist mir auch so bänglich-wohl, so wonneschmerzlich. Ja, Norcroß, wir werden im nächsten Augenblick in Gottes heiligstem Tempel stehen, und der Herr der Wellen und der Länder wird uns selbst predigen. O Ihr wisst noch nicht alles. Die Fittiche des Todesengels rauschen um uns. Die Harfenakkorde der Ewigkeit zittern über das Meer her. Ja, in einem Akkord wird es sich lösen! Freut Euch und weint mit mir. Der Gärtner geht auch über die Meere, sich Blumen zu pflücken. Seht, diese bleiche, kostbare Wasserlilie, sie ist reif. Schon hat sie seine Hand berührt, bald wird ihr Kelch sich senken. Norcroß, unser

harrt ein großer Augenblick!«

Sie hatte dabei fest seine Hand gefasst, ihre Pulse berührten sich. Die seinen flogen. So waren sie auf Flaxmanns Schiff gestiegen; Christine festen Schrittes voran. Sie schien von Friederikes Rede nichts vernommen zu haben. Ernst vor sich hinblickend wandelte sie weiter. Am Bord des Schoners angekommen, fasste sie Norcroß am Arm und führte sie zum Sterbelager ihres Geliebten. Die Matrosen wichen zurück. Courtin stützte dem Sterbenden mit der rechten Hand das Haupt.

»Kommst du?«, lispelte Flaxmann und versuchte, ihr die Hand entgegenzustrecken, aber er vermochte es nicht mehr. Da unterstützte sie Courtin mit seiner Linken. Christine kniete an der einen Seite nieder und nahm die eiskalte Hand, Friederike an der Rechten, Norcroß vorn zu den Füßen des Sterbenden.

Christine legte ihre Wange an die Hand und sagte. »Sieh, es ist eine so kalt wie die andere. Hast du mir verziehen, mein Geliebter? Ach, ich habe dein Leben zerstört!«

»Schweige davon, Christine«, versetzte Flaxmann schwach. »Dir ist alles verziehen. Du handeltest als bewusstloses Werkzeug einer höheren Macht, die, vielleicht zum Heil vieler Taufende, es also wollte. Leb wohl, Christine! Aber du bist so bleich! Oder täuscht mich mein dunkelndes Auge schon?«

»Gehe nur den lichtlosen Pfad voran. Ich hoffe dir zu folgen, ehe diese Sonne sinkt. Du wirst auch dort als mein Stern mir vorleuchten wie hier.«

»Wie wird mir die letzte Stunde verschönt, und ob auch Schmerzen mich martern, der Anblick derer, die ich liebte, versüßt sie wieder. Ihr teuren Wesen zur Rechten und Lin-

ken, Ihr wart die beiden Blumen meines Lebens. Es war mir nicht vergönnt, eine zu pflücken. Du sanfte Blume welkst mir nach. O, das erheitert die aus ihren Banden flatternde Seele noch einmal mit Sonnenblick! Und dort und hier meine Freunde, die treuen Teilnehmer meiner Leiden und Freuden, Norcroß und Courtin! Nie hätte ich mir einen schöneren Tod gewünscht.«

Das Sprechen hatte den Sterbenden sehr angegriffen. Er konnte kaum mehr durch Lispeln sich verständlich machen.

»Habt Ihr sonst noch etwas zu bestellen, Kamerad?«, fragte Norcroß weich. »Ich schwöre Euch die pünktlichste Erfüllung Eures Willens zu.«

Da versuchte Flaxmann mit der auf seiner Brust ruhenden Hand die schon beim Verband geöffneten Kleider zurückzuschlagen. Er vermochte es kaum und flüsterte Courtin zu: »Schneide das Etui ab und gib es ihm!«

Courtin zog das rote Büchlein hervor und zerschnitt mit seinem Schiffsmesser die Schnur, mit welcher es an Hals und Brust befestigt war. Norcroß nahm die verhängnisvolle Schreibtafel aus Courtins Hand.

»Schwört mir, Kamerad«, sagte der Sterbende mit der letzten Anstrengung seiner verrinnenden Kraft, »dies Buch mit mir zu begraben, und nie einer Seele zu verraten, was es enthält!«

»Ich schwöre es beim allmächtigen Gott und dem Gnadenwerk der Erlösung!«, sagte Norcroß feierlich und hob die eine Hand gen Himmel, während er die andere in Flaxmanns kalte Hand legte.

»Auch Ihr, meine Freundinnen«, bat der Sterbende. »Ihr kennt den Inhalt. Nie verrate ihn Eure Zunge! Die Welt er-

fahre nie, dass ich gelebt habe.«

»Meinen Mund wird bald der Tod versiegeln, wie den deinen. Ich brauche dir nichts zu schwören, mein Geliebter«, sagte Christine.

»Und ich schwöre es Ihnen bei der unsterblichen Liebe, deren Auge mildfreundlich auf diese Szene schaut«, sagte Friederike.

»Außer Euch kennen nur der König und Görz den Inhalt des Etuis. Es liegt in ihren politischen Vorteilen, darüber zu schweigen. In ihrer Staatskunst wird nun Schein werden, was bis jetzt Wahrheit war. Sie werden das Spiel fortspielen. Meldet Görz meinen Tod.«

»Es soll geschehen, sobald ich in Frankreich gelandet bin«, versetzte Norcroß.

»Lebt wohl! Lebt wohl!«, stöhnte der Erschöpfte. Der Schmerz der Wunde riss im Todeskampf ihn noch einmal empor. Dann fasste er in jede Hand zwei der dargebotenen Hände und drückte sie. Es war der letzte Druck. Reden konnte er nicht mehr und auch sich nicht mehr bewegen. Aber seine Blicke flogen noch von einem zum anderen und blieben endlich auf Christines Marmorantlitz hängen, bis das Auge brach. So hatte er ungefähr eine Viertelstunde gelegen, und der Atem ging kaum noch bemerkbar aus seinem Mund. Da hob sich plötzlich Kopf und Brust noch einmal. »Christine!«, rief er, sank zurück und war nicht mehr.

Vier Hände verschränkten sich über der Leiche, aber nur die beiden Männer weinten. Christine sah starr und unverwandt in des Toten Antlitz.

Friederike sagte: »Herr, du hast mächtiger zu mir gesprochen wie mit Blitz und Donner, dass wir Staub sind und unsere Hütte nur ein Zelt für den Wanderer. Dort wird un-

sere Burg sein.«

Die Matrosen waren unterdessen auf das Verdeck niedergekniet, und der Schiffskaplan sprach ein Gebet für den Toten.

Die letzten Worte Flaxmanns waren dem Kapitän Norcroß unverständlich gewesen, wie überhaupt so vieles im Leben desselben. Er hoffte darüber in der Schreibtafel Aufschluss zu finden. Noch mehr zur Neugierde reizte ihn die Erinnerung an so manche Vorfälle mit der Schreibtafel und die ihm bekannte ängstliche Sorgfalt, mit welcher der Verstorbene darüber gewacht hatte. Das Schlüsslein hing an der Schnur, und Norcroß öffnete das Schloss. Seine Augen fielen auf ein männliches und weibliches Portrait. Diese Züge waren ihm bekannt. Er entfaltete die Papiere und las ... und las ... und mit jedem Wort, das seine Augen verschlangen, wurde er bleicher und bleicher. Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn, seine Hände zitterten, seine Füße wankten, es dunkelte vor seinen irrenden Augen. Tief aufatmend lehnte er sich an den Mast. Er sammelte sich wieder und vollendete. »Barmherziger Gott!«, rief er, sich scheu umsehend, und dann zu Friederike gewandt. »Barmherziger Gott!«, setzte er leise flüsternd hinzu, aus Furcht, von einem der nahen Matrosen gehört zu werden. »Er war es also?«

»Er war es!«, versetzte Friederike feierlich. »Der echte König von England und Schottland.«

»Und wusste es Fräulein von Ove?«

»Sie weiß es!«

»O, nun verstehe ich dich ganz, Unglücklichster aller Erdensöhne!«, rief der Kaperkapitän weinend und faltete die Hände über der Leiche seines Freundes. »Alles ist mir nun

klar, was mir erst unbegreiflich war, nun leuchtet mir dein ganzes wunderliches Wesen ein. Heil dir, du hast es überstanden!

O, noch einmal will ich deine Hand küssen, teurer Toter! Hätte ich das je ahnen können! Friede, ewiger Friede deiner Asche!«

»Amen!«, sagte Friederike und wandte ihre Sorgfalt auf Christine, die noch immer unbeweglich neben der Leiche kniete.

Norcroß verschloss das Etui wieder und verbarg es auf seiner Brust.

Unterdessen hatten die Matrosen einige ihrer gebliebenen Kameraden dem feuchten Wellengrab übergeben und kamen nun auch, ihrem Kapitän die letzte Ehre zu erweisen.

»Halt!«, rief Norcroß. »Wir werden mit dieser Leiche eine Ausnahme machen. Nicht im Meeresschoß, sondern in geweihter katholischer Erde soll sie ruhen, erst eingesegnet von einem Priester der römischen Kirche, welcher der Verstorbene so gut angehört wie ich. Die Leiche soll auf die Fregatte gebracht werden. Ich selbst will sie an die Stätte ihres Schlummers bringen.«

»Ich fürchte und hoffe zugleich«, sagte Friederike, »Ihr werdet noch eine zweite Leiche mitnehmen. Christines tödliches Brustübel ist durch diese Katastrophe seinem Ende schnell zugeführt worden. Vielleicht will es ein mildes Schicksal, dass die, welche im Leben nicht vereint sein konnten, nun im Tod vereint sein sollen. Ein Grab soll umfassen, was ein Bett nicht umfassen durfte.«

»Ihr habt recht! Nicht durfte! Und seht doch, welche milde und freundliche Erscheinung würde der Friedensengel dem leidenden Mädchen sein! Mit leichtem Fingerzug eb-

net er ungeheure Klüfte und hebt den Raum auf, der Sterne von Sternen trennt.

Der Tod vereint so alles; er wird auch sie vereinen.«

»Und sie werden das Glück finden in anderen Welten, das sie hier floh. Seht, unseres geschiedenen Freundes Charakter war unbeständig und schwankend, ganz so war sein Schicksal. Er war exzentrisch, stellte alles auf die Spitze; sein Schicksal nicht minder. Und wie sein Charakter und Schicksal, so war seine Liebe. Nichts Festes, nichts Beständiges, ein ewiger Spielball unerklärlicher Eindrücke; ein armer beklagenswerter Mann. Der Himmel hat es wohl mit ihm gemacht und wird es mit meiner Freundin nicht minder gut meinen. Er liebte sie, und zu mancher Zeit gewiss mit starker Flamme, aber er wurde von seinen Plänen sich selbst entrissen und entfremdet. Sie liebte ihn fest und treu; er war der Abgott ihres Lebens. Aber nachdem die Schwache jenen unfreiwilligen Verrat begangen hatte, war ihr Leben gestört. Sie bildete sich ein, ihn von der Bahn seiner künftigen Größe zurückgeschleudert und verdorben zu haben. Dieser Wurm des Gewissens zernagte die Blüte ihres Lebens. Das heitere, lebensfrohe Mädchen war verwandelt. Aber, sagt selbst, Kapitän, war es nicht ein ungeheures, nicht genug zu beweinesendes Geschick, dass selbst, wenn unser Freund reüssiert hätte, wenn er die Bahn gewandelt wäre, für die er bestimmt schien, er doch niemals ihr die Hand zum Lebensbund bieten durfte, so mit jedem Schritt, welchen er seinem Ziel näher kam, musste er sich mehr von dem Herzen entfernen, das in heiliger Liebe für ihn schlug. Und ohne sein Ziel zu erreichen, ohne seinem Geschick gerecht zu werden und sich zu bewähren, hielt er sich für unwürdig, sie als sein Weib zu umarmen. So stand sein inne-

res und äußeres Glück im steten Widerspruch, eins schloss das andere aus. Nur der Tod konnte mitleidig freundlich diese Widersprüche lösen, nur der Tod diesem Herzen Ruhe verschaffen. Nie hätte es solche auf Erden gefunden.«

»Ach! Unterliegen wir nicht einem ähnlichen Geschick, Friederike? Oder ist es wahr, was Sie mir vor sechs Monaten in Kopenhagen sagten, als ich Ihnen schier bewusstlos in meiner Bauerntracht gefolgt war, dass Sie mich hassten? Nein, ich lese keinen Hass in diesen Augen!«

Er fasste ihre Hand und sie ließ sie ihm. »Wenn auch die Pflicht uns ewig trennen muss, Norcroß, hassen kann ich Euch nicht. Jene Worte gab mir die Liebe ein, die ängstliche Besorgnis, Euch so schnell wie möglich zu entfernen. Ich sah Euch in der größten Gefahr, und Ihr schient keine Augen dafür, sondern nur für mich zu haben. Ich wollte sie durch jene harten Worte auf den rechten Gegenstand leiten.«

»O Dank! Dank Ihnen für diese Wohltat! Sie ist der kühlende Tautropfen, auf die brennende Zunge des in der Sandwüste irrenden lechzenden Wanderers geträufelt!«, stammelte Norcroß und drückte einen leidenschaftlichen Kuss auf Friederikes Hand.

»Auch hatte ich gehört«, fuhr diese fort, »dass Eure junge Frau ein liebenswürdiges Wesen sei, das Eure reinste und vollste Zuneigung verdiene. Ich wollte Euch zu ihr zurückführen, indem ich Euch von mir verscheuchte. Schon zu jener Zeit war unsere Reise in die warmen Bäder von Bourbon-Lancy im nordwestlichen Frankreich beschlossen. Sowohl Christines böartige Krankheit als auch die Schwäche meines alten Vaters geboten es. Ich glaubte aber nicht wieder nach Dänemark zurückzukehren. Unsere Ärzte hatten

sowohl Christine als auch meinen Vater aufgegeben. Ich aber hatte mich lange fortgesehnt und wollte in Frankreich bleiben. Aber die Bäder bekamen beiden wunderbar gut, und wenn sie ihnen die spärliche Lebensflamme auch nur um ein Weniges zu fristen vermochten, so reisten wir doch mit mehr Hoffnungen weg, als wir gekommen waren. Da führt uns ein unglücklicher Zufall, oder besser, ein günstiges Geschick jenem schwedischen Schiff entgegen. Unser Kapitän versucht erst zu fliehen, da aber der schwedische Schoner uns bald einholt, so nimmt er den gebotenen Kampf an. Durch Christines Seele zuckte jeder Schuss, sie sagte mit Gewissheit, dass sie erschossen werden würde. Als der letzte Schuss von unserem Schiff geschah, welcher wahrscheinlich unserem Freund das Leben geraubt hat, da sank sie ohnmächtig in meine Arme. Innere Krämpfe zerwühlten ihre Brust. Ihr kamt dazu, Kapitän, als unser Sieger.«

»Und gehe wieder als der Besiegte.«

»Doch lasst uns unsere Christine in Obacht nehmen! Ihr fürchtet fast für ihren Verstand. Sieht sie nicht grauenerregend aus? Ihre Blicke scheinen versteinert zu sein. Unmöglich können wir sie neben der Leiche knien lassen. Ihr will sie anreden.«

Sie ging zu der Knienden und rief ihr zu: »Christine, komm! Wir wollen uns auf das andere Schiff verfügen.«

Aber das Mädchen antwortete nicht, unbeweglich sah ihr auf die Brust herabhängendes Haupt zu der teuren Leiche hin, die gefalteten Hände auf Flaxmanns Brust, die ganze Gestalt vorgebeugt.

»Christine!«, rief Friederike noch einmal und fasste sie an der Schulter, um sie aufzuheben. Doch kaum hatte sie die

Kniende berührt, als diese neben der Leiche niedersank.

»Großer Gott!«, schrie Friederike auf, »sie ist schon tot.«

Norcroß sprang hinzu, und beide beugten sich zu Christine herab, aber kein Atem fächelte mehr über ihre Lippen, die der letzte Krampf schmerzlich verzogen hatte. Die Augen waren gebrochen und starr auf ihren Geliebten gerichtet. Ohne Schmerz war sie hinübergegangen, und die Psyche, nachstrebend der verwandten, geliebten Schwester, hatte in der Eile des Fluges die Banden schnell gelöst und war der Voraneilenden nachgeflattert zu dem Lichtreich der Zusammenströmung aller auf Erden getrennten Kräfte.

»Darum hatte ihr Auge keine Träne für ihn«, sagte Norcroß, »es war schon von dem Glanz erleuchtet, in welchem er eben jubelnd eingetreten war.«

»Friede! Friede über sie!«, rief Friederike weinend und faltete die Hände zum stillen Gebet. Norcroß betete leise mit.

Als sie sich erhoben, standen die Matrosen von allen drei Schiffen - auf allen hatte sich die Nachricht von Flaxmanns Tod verbreitet, und die meisten Burschen hatten ihn gekannt und geliebt - nebst den Passagieren in einiger Entfernung. Alle hatten ihre Kappen und Hüte abgenommen, und die feierliche Stille wurde nicht einmal vom Rauschen des Windes im Takelwerk des Schiffes gestört. Schläff hingen die Segel an den Masten herab. Der alte Vizestatthalter von Gabel ließ sich heranzuführen und betrachtete die Toten, die nun nebeneinanderlagen, mit Tränen in den grauen Wimpern. Als er seine zitternde Hand segnend über sie ausgestreckt hatte, trat Juel Swale heran. Bei der Nachricht von des Kapitän Flaxmanns Tod hatte er die teuren Kleinodien eines ihm unvergeßlichen schönen Tages, jene Krän-

ze und Blumengewinde, mit denen er als König seines Kanonenfestes geschmückt gewesen war und die er in seinem Schrein mitgenommen hatte, herbeigeholt und mit auf den Schoner hinübergenommen, um - ein kindlich frommer Gedanke - den guten Kapitän, der im Leben die Blumen stets so sehr geliebt hatte, damit zu schmücken. Aber nun gewann diese Handlung plötzlich eine viel höhere Bedeutung. Den Kranz drückte der schluchzende Knabe dem Toten auf die Schläfe, mit den welken Gewinden umschlang er aber beide Leichen, und so ruhten sie, durch welche Blumen vereint.

»Die frischen Blumen des Lebens sollten ihnen nicht zum Band werden, aber die welken des Todes sind es nun geworden«, sagte Friederike. »Die unverwelklichen des reinsten Lebens werden sie ferner zusammenketten. Und seht, mein Freund, auch eine Krone trägt er. Schon hat die ewige Liebe ihm Sterne um sein unsterbliches Haupt gewunden, wie unser Knabe dem Haupt seiner Asche diesen Blumenkranz.«

»Ich danke dir, mein Juel, in seinem Namen für dein sinniges Geschenk!«, sagte Norcroß und schloss den weinenden Knaben ans Herz.

»Ich sagte Euch ja vorhin«, erinnerte Friederike, »wir würden in einen Tempel treten. Seht, wie uns die Hand der Gottheit berührt hat! Ein seltsames Schicksal hat uns plötzlich in die dämmernden Vorhallen seiner Werkstatt geführt, wir fühlen die Nähe seines Wirkens, sein Hauch hat unsere zitternden Locken bestreift, es steht riesengroß unter uns, wir schauern, aber es ist uns wohl. Auch wir sind groß geworden. Reicht mir die Hand zum Abschied, Kapitän. Lebt wohl und gedenkt dieser heiligen Stunde.«

»Wie?«, sagte Norcroß erschrocken, »Sie wollen scheiden?«

»Können wir nach dieser Stunde noch länger beisammenbleiben, Norcroß? Fragt Euer eignes Herz, es wird, es muss Euch antworten, wie mir das meine.«

»O, Friederike, ich kann Sie nicht ziehen lassen. Mein Herz ist mit diamantenen Ketten an Sie gebunden.«

»Wie wäre doch alles schal, was wir noch zusammen erleben könnten! Nein, nein! Wir müssen scheiden! Es ist notwendig! Wir haben mehr zusammen genossen, als sonst zwei Sterblichen, die sich lieben, zu genießen vergönnt ist. Was verlangt Ihr noch? Nichts, was mein geheiligtes Herz gewähren könnte. Meine Stirn fliegt mit reinen Äthergedanken in dem Äther, der die Sterne umflutet, mein Atem trinkt den Äther, der die Sonnen küsst. Wollt Ihr mich zurückziehen in die dicke Nebelluft, wollt Ihr meine Stirn in den Staub beugen? Nein, Norcroß, das könnt, das wollt Ihr nicht. Ihr lasst mich ziehen mit meinem Vater.«

»Zieh denn in Gottes Namen, herrliches Weib! Stets warst du größer als ich. Ich staune dich an, ich verehere dich, gleich einer Gottheit. Zieh hin, du bleibst doch bei mir. Zwar könnte ich dich zurückhalten, denn du bist meine Gefangene. Aber welcher Frevler legte die freche Hand an ein Heiligenbild? Zieh hin! Gott schütze dich!« Ein Tränenstrom erstickte die Stimme des Seemanns.

»Diese Leiche vertraue ich Euch an, mein Freund. Legt sie in Frankreichs Boden in ein Grab mit jenem.«

»Es soll geschehen. Es soll meine heiligste Pflicht sein. Und ehe ich ein Geschäft treibe, soll dieser Pflicht Genüge geschehen. Ihr schwöre es Ihnen zu. Hier ist meine Hand.«

»Ihr danke Euch! Und nun noch eins, Norcroß. Liebt Euer

Weib, seid ihr treu, wie sie es verdient. Es ist wahr, es gibt etwas Höheres, als man mit treuer ehelicher Liebe bezeichnet. In mancher Brust lodert das Feuer einer höheren, dem Himmel verwandteren Empfindung. Aber der Mensch ist für die Erde geschaffen, an diesen Boden ist er gebunden, hier soll ihm das frische Reis grünen, das, um seine Schläfe geschlungen, sein Haupt mit Frohsinn erfüllt. Jene geistige Flamme brennt keinen irdisch Glücklichen. Und wehe dem, der sich ihrer Kraft hingibt! Früh verzehrt sie ihn und entreißt ihn dem Kreis der lebensbunten Wirklichkeit, um ihn mit Schatten zu entschädigen.«

»Wohl ihm!«, rief Norcroß. »Die heilige Glut, das nur für wenig Geister bestimmte Göttergeschenk, löst nur die groben Bande, verzehrt nur den rohen Stoff. Das Wesen selbst läutert und reinigt sie und aus dem Brand jubelt es der Vollendung zu. Nein Friederike, du kannst diese Flammen nicht verdammen, die dir im Busen angezündet wurden, wie mir. Sie sind so nur das Eigentum höherer Naturen, sie die reiche reine Feuerquelle all ihres Glücks. Und ist es nicht erhebend und entzückend zugleich, dass diese Quelle höchster Wonne auch die Quelle unserer physischen Vernichtung ist? Mit jeder Schlacke, die abfällt, ausgebrannt von jener Himmelsflamme, wird der Geist leichter und freier, die Schwingen werden ihm mehr und mehr gelöst, er regt sie, strebt aufwärts, jauchzt auf wie ein Kind dem Strahl des Morgenrots entgegen. O, Sie können meine Glut nicht schelten!«

»Nein, Norcroß, ich lasse jede Maske fallen, ich preise mich glücklich, selig mit dieser Flamme. Ja, sie ist der Schatz funkelnder Kleinodien einer ewig grünen, ewig reichen Natur. Ich liebe dich, Mann meiner Seele, wie kein

Weib auf Erden dich lieben kann. Aber lass dir das genügen! Über unseren Häuptern ist noch nicht der lichte Morgen eines besseren Tages angebrochen, wie über diesen hier. Uns schmerzen die Wehen, die uns die schneidende Morgenluft bereitet; doch sie sind die Vorläufer des Morgens, die Verkünder des Tages. Bald werden auch wir ihn schauen. Geh heim zu deinem Weib. Schaffe und Sorge, arbeite und mühe dich ab, und erkaufe mit dem Wechselwerk deiner Hände die Ruhe, die dir nottut. Du wirst sie finden. Nur im Schaffen gedeiht der Mensch. Unsere Liebe bedarf nicht des Zusammenlebens. Geh, geh! Bete und arbeite! Lebe wohl!«

»Lebe wohl!«, sagte Norcroß gefasst. »Ich sehe, es muss so sein.«

Und sogleich ließ er die geschmückten Leichen auf einem Boot hinüber zu seinem Schiff bringen, die dänischen Gefangenen aber auf ihr Schiff zurückrudern, welches unterdessen ausgebessert worden war. Als Friederike in das Boot hinabsteigen wollte, da übermannte sie die Allgewalt des Gefühls wie ihn. Sie fielen sich in die Arme, an die Brust, umschlangen sich und der erste und der letzte Kuß brannte auf ihren Lippen, eine Götterfrucht, rasch gezeugt und gereift, Blüte und Frucht zugleich, kein Kind der Erde.

Norcroß kehrte auf seine Fregatte zurück. Courtin erhielt den Befehl, die dänischen Gefangenen an der jütländischen Küste abzusetzen und dann mit seiner Prise in den Marstrander Hafen einzulaufen.

In der ersten Frühe des anderen Morgens segelten die Schiffer entgegengesetzten Richtungen zu. Der *Dänenfeind* rief mit drei Kanonenschüssen noch seine Grüße den Scheidenden nach und flog dann über die Wellen dem Hafen

von Calais zu. Dort angelangt begrub er still und feierlich mithilfe eines Priesters die Leichen. Sie wurden in einen Sarg in ein Grab gelegt. Die verhängnisvolle Schreibrtafel ruhte wieder auf Flaxmanns Brust.

Denselben Tag noch meldete er den Tod desselben dem Baron Görz und sandte das Schreiben zur schnellen Besorgung durch einen Eilboten an den schwedischen Botschafter in Paris, welchen er zugleich seine Ankunft in Frankreich meldete.

Schneller Glückswechsel

Das Jahr neigte sich zum Ende. Vergebens hatte Kapitän Norcroß schon seit Wochen Verhaltensbefehle vom Baron Görz erwartet. Die mit dem Winter eingetretenen Stürme hatten die Verbindung der Länder teilweise unterbrochen, und diesem Umstand schrieb es Norcroß allein zu, dass er bis jetzt noch keine Antwort erhalten hatte. Er vertrieb sich die Zeit mit kleinen Reisen in das Land, auf welchen ihn Juel begleitete, und machte mit Kauf, Verkauf und Tausch von Schiffen manches vorteilhafte Geschäft. Doch konnte er die trübe Stimmung seiner Seele mit keiner Zerstreuung bewältigen, und mit dieser trat er auch das neue Jahr an.

Nachmittags pflegte Norcroß ein Kaffeehaus zu besuchen, wo er gute und zahlreiche Gesellschaft und die besten Zeitungen fand.

Eines Tages - es war in der zweiten Woche des Januar - hatte er kaum sein Schiff verlassen und war in das Kaffeehaus getreten, als ihm Juel hastig nachtrat und einen schwarzgesiegelten Brief überbrachte, der soeben eingelau-

fen war. Norcroß brach das Schreiben auf und sah, seiner Gewohnheit nach, zuerst nach der Unterschrift. »Vom schwedischen Botschafter in Paris«, sprach er leise vor sich hin und fing an zu lesen. Aber plötzlich sprang er bleich auf, ließ den Brief fallen und rief mit dem Ton des höchsten Schreckens. »Großer, barmherziger Gott! Unser König ist tot!«

»Wie, der Schwedenkönig? König Karl XII? Der schwedische Löwe?«, riefen die Anwesenden, alle von jähem Schrecken, gleich dem Kapitän, ergriffen, durcheinander.

»Der schwedische Botschafter in Paris meldet es mir, lest selbst! Am 11. Dezember abends um zehn Uhr hat man ihn in den Laufgräben von Frederikshall, welches er eben belagerte, erschossen gefunden.«

»Seltsam!«, sagten die anderen, und der nächste Nachbar nahm den Brief und sprach. »Man hat es in den Zeitungen gelesen, dass der König Karl der norwegischen Stadt hart zugesetzt hat.«

»Hier steht's eben im nordischen Kurier«, sagte ein anderer, dass der König am 7. Dezember eine starke Schanze von Frederikshall, die Güldenlöwe genannt, mit Sturm genommen und die Laufgräben geöffnet hat.«

»Allzuscharf macht schartig«, ließ sich ein Dritter vernehmen. »Hat man doch Wunder und Zeichen vernommen, wie's dieser unruhige Kopf noch zuletzt getrieben hat. Das Unmögliche hat er möglich gemacht, um seinen Zweck zu erreichen. Aber du sollst den Herrn nicht versuchen. Wer hat je gehört, dass man auch Reisen zu Lande mit Schiffen macht? Er hat's getan, um sich Frederikshall, das Tor von Norwegen, zu verschaffen. Von Strömstadt aus hat er drei Meilen weit einen Damm landeinwärts bauen lassen, bis in

den Fluß Idefiort, und darüber hat er Galeeren, Schärenboote, Doppelschaluppen, Heer und Kanonen in den Fluß Idefiort transportieren lassen. Auf diesem ist er stromabwärts gesegelt bis in den Swinesund, hat die dänische Flottille dort aufs Haupt geschlagen und die Belagerung der Stadt begonnen. Das war am 18. November.«

»Richtig, Gevatter, Ihr habt's gut gemerkt«, lobte ein vierter Bürger. »Ihr seid überhaupt ein trefflicher Politiker und in der Geographie wohl bewandert. Was mich betrifft, ich kann die verfluchten nordischen Namen nicht aussprechen. Ein französisches Maul macht allemal wunderliche Grimassen dazu. Jedoch erzählten sie auch, der König Karl habe sich eine Strohütte noch an die Laufgräben bauen lassen und stets drin gewohnt, um immer hübsch nah zu sein, wenn's was gäbe.«

»Nun ist er bezahlt und hat Ruhe! Er hat die Welt immer in Bewegung erhalten. Was doch nicht so ein Kopf vermag! Wie wird's nun werden in der Welt! Dem russischen Zaren werden sie auch das Leben einmal so ausgeblasen haben. Der hat sich auch ein bisschen zu mausig gemacht.«

Dieses und Ähnliches räsonierten und kannegießerten die ehrlichen Bürger. Norcroß hörte von all ihrem Geschwätze nichts. In Gedanken versunken, starrte er das unheilverkündende Papier an, sein Herz war von einem ungeheuren Schmerz gebrochen und im Prisma desselben spiegelte sich sein Geist trüb vorahnend die traurigen Bilder seiner Zukunft ab. Und er stand auf und ging. Er fühlte, dass er mit seinem Schmerz allein sein musste. Die gleichgültigen Gesichter seiner Umgebung waren ihm unerträglich, und an dem einsamen Meeresufer wandelnd, weinte er seinem König eine männliche Träne.

»So bist auch du hinweggerafft vom dunklen Verhängnis, das über des Menschen Wegen wie eine düstere Wolke, wie ein lebendes Leichentuch hängt und aus dem dann und wann eine unsichtbare Riesenfaust herausragt und den Sterblichen, wenn er an der Schwelle langersehnter Wunscherfüllung steht, hinaufreißt in ihre schauerliche Finsternis. Eben wolltest du das Ziel umfassen und eine Kugel streckt dich nieder, wie meinen unglücklichen Freund. O wie glücklich preise ich dich nun, dass du ihm vorangegangen bist, der dein einziger aufrichtiger Beschützer war. Was wärest du ohne ihn erst gewesen? Ihr habt den Kranz des Sieges nun errungen und seid weit dem Getümmel entrückt, was hier unten Euch umbrauste, und fort und fort toben wird, stets unterhalten vom Wahnsinn menschlicher Leidenschaften. Wie versöhnend hat doch der Tod den heißen Streit vermittelt! Aber was hilft es dem wunden Herzen? Die Bosheit wird triumphieren. Sie lacht schon jetzt teuflisch in die Faust. Den Schlechten gehört die Welt.«

Also von Wehmut und Zerknirschung wechselweise heimgesucht, ging der tiefergriffene Mann zum Hafen hinab und ließ sich auf sein Schiff übersetzen.

»Kinder!«, rief er, an Bord desselben tretend, »Bursche, unser König ist tot! Eine gottverfluchte Kugel hat ihn niedergestreckt.«

Auf die augenblickliche Betäubung des Schreckens folgte ein dumpfes Klagegeheul über das ganze Schiff, und eine Stunde darauf war das schwedische Wappenbild auf den Flaggen mit schwarzen Floren behängt, und über dem Verdeck lag die Stille der Trauer.

Einige Tage darauf wurde der Tod des Königs in den Zeitungen angezeigt und die widersprechendsten Gerüchte

darüber mitgeteilt. Es ging aber aus allem klar hervor, dass Karl nicht von der Kugel eines Feindes gefallen sei. Man hatte ihn mit halbgezogenem Degen, mit den Armen auf den Wall der Laufgräben gestützt und gleichsam schlafend gefunden. Eine kleine Öffnung in der rechten Schläfe, kaum für eine Flintenkugel groß genug, und die Vorladung des Schusses in der Mündung der Wunde bezeugten genugsam, wie nahe ihm der Mörder gewesen war.

Norcroß verschlang die Zeitungsnachrichten über des Königs Tod und die Veränderungen, welche derselbe sogleich in Schweden hervorbrachte. Nach einigen Tagen brachte man ihm, als er auf das Kaffeehaus trat, ein Zeitungsblatt entgegen. Er durchflog es schnell und las zu seinem Schrecken: »Der Baron Schlitz von Görz ist sogleich auf höheren Befehl in Strömstadt gefangen genommen und mit starker Bedeckung nach Stockholm ins Gefängnis gebracht worden. Er war eben auf einer Reise von der Insel Aland nach Frederikshall begriffen, um dem König Nachrichten von der baldigen Abschließung des russisch-schwedischen Friedens zu überbringen. Derselbe soll dem Vernehmen nach, Rechenschaft über seine bisherigen Schritte ablegen. Auch ist der Graf von der Natte gefänglich eingezogen, und auf des Kommandeurs Gadenhielm und des Kaperkapitäns Norcroß Fahrnis Beschlag gelegt worden. Weil der Letztere vom Reichstag für einen gefährlichen Seeräuber erklärt worden ist, so hat befugter Reichstag einen hohen Preis auf dessen Kopf gesetzt, wer ihn tot oder lebendig einliefert.«

Das Blatt flog auf die Erde. Ein leiser Schauer flog durch des sonst so mutigen Kapitäns Seele. Einige seiner Bekannten traten zu ihm heran, um ihm ihr Beileid zu bezeugen und ihn zu trösten, er aber vermochte nichts auf ihre Zu-

sprache zu antworten und ging davon, um sich zu sammeln. Der Schreck hatte Blei in seine Glieder gegossen und verwehrte ihm die Eile. So kommt auch über den mutigsten Helden eine schwache Stunde. Norcroß hätte nicht gezittert, wenn eine Flotte ihre Feuerschlünde auf seine Fregatte gerichtet hätte, um sie mit Mann und Maus in den Grund zu bohren, aber der Gedanke, dass er, der seinem König so treu gedient hatte, nun für einen Seeräuber gelten solle und dass ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei, machte ihn beben.

Am Meeresufer fand er mühsam seine Fassung wieder. Aber nun kam auch die Wehmut über ihn, und er rief in die Schneegefilde und über das mit Eisdiamanten eingefasste Ufer hin: »O, Norcroß, mit dir geht es abwärts! Deine guten Tage sind vorüber! Was lebst du noch? Der Zweck deines Lebens ist so verloren. Geh, stürze dich in den Kampf, vielleicht öffnet eine mitleidige Kugel deine volle, bedrängte Brust! Ja, ich will sterben!«, sprach er dann männlich gefasster, »aber nicht eher, bis ich meine frech beschmitzte Ihre wieder rein und makellos sehe. Ich habe dem König Karl gedient als ein Ehrenmann, ich will auch als ein solcher untergehen. Die infamen Lügenmäuler will ich stopfen, die es wagen, mich einen Seeräuber zu nennen. Ich habe im ehrlichen Krieg gegen die Feinde meines Königs gefochten, niemals auf meine eigene Hand. Nie habe ich den geringsten Vorteil von meinen Siegen für mich selbst gehabt. Alles ist in den Schatz der Krone geflossen. Schweden hat den Nutzen davon genossen, und dieses Schweden nennt mich zum Dank einen Seeräuber. Nein, nicht Schweden ist es, sondern eine verfluchte Rotte, die auch den König ermordet hat. Aber ich will mitten unter sie treten, im

vollen Gefühl meines beleidigten Rechts, wie ein zürnender Gott, ich will sie mit meinen Blicken durchbohren, meine Worte sollen ihnen wie Posaunen in die Ohren klingen. Ihr will meine Ehre retten und dann auf ewig von dem undankbaren Schweden scheiden.«

Mit diesem männlichen Vorsatz, den nur eine schuldfreie Brust im erhebenden Gefühl ihrer Verdienste, ihrer gekränkten und darum um so stolzeren Würde fassen konnte, verfügte er sich auf sein Schiff und teilte seinen Offizieren mit, was er in der Zeitung gelesen hatte, nebst dem Entschluss, unverzüglich nach Schweden abzureisen und sich seinen verleumderischen Feinden kühn zu seiner Verteidigung unter die Augen zu treten.

»Nach Schweden wollt Ihr zurück, Kapitän?« rief Juel erschrocken. »Ach, dort hattet Ihr nur einen Beschützer, und der ist nicht mehr! Kein anderer eurer Freunde wird Euch dort mehr kennen und Eure Feinde werden Eure Meister werden und Euch verderben.«

»Nicht doch, Juel. Die Bosheit verstummt vor dem reinen Blick der Unschuld. Wenn ein ehrlicher Mann unter den Schwarm Schurken tritt, die eben ein Komplott gegen ihn schmiedeten, so senken sie erschrocken die Waffen. Im Auge der Unschuld liegt gar eine heilige, unbezwingliche Kraft.«

»Ach, Kapitän, sie wirkt nur einen Augenblick, solange die Betäubung der Schlechten dauert, erzeugt von dem Blitzstrahl, der aus dem Auge der Unschuld zuckt. Wenn sie sich wieder zu sammeln Zeit haben, ist die Unschuld verloren.«

»Ich werde vor die Königin Ulrike treten. Ich werde mich rechtfertigen und dann Dienste beim russischen Zaren su-

chen. Aber mit befleckter Ehre kann ich nicht vor Peter treten. Willst du, dass ich wie ein feiger Bösewicht fliehe?»

»Ihr werdet nicht mit dem Leben davonkommen. Ihr habt unzählige Feinde.«

»Ihr erinnere mich, eine alte Geschichte gelesen zu haben. Ein tapferer Seekapitän, Namens Eracotus, wurde auch für einen Seeräuber erklärt. Der römische Kaiser setzte einen Preis von 25 000Kronen auf seinen Kopf. Aber unverzüglich stellte sich dieser kluge und unerschrockene Mann in eigener Person vor des Kaisers Angesicht und rechtfertigte seine Handlungen. Der großmütige Kaiser hielt sein Versprechen und ließ dem Kapitän die auf dessen Kopf gesetzte Summe auszahlen, und beehrte ihn noch überdies mit seinem Schutz und seiner Gnade. Wohlan denn, ich will mir den auf meinen Kopf gesetzten Preis auch selbst verdienen!«

»Jener hatte es mit einem einzigen Mann, Ihr habt es mit einem zahlreichen Adel zu tun, dessen Stolz und Gewalttätigkeit lange von unserem seligen König niedergehalten wurde, der aber nun auch um so blutgieriger die Opfer aussucht, die er seiner lechzenden Rache zu schlachten gedenkt.«

»Und wenn es mich auch das Leben kosten sollte, Juel, ich gehe doch. Wie? Ich sollte meine Frau und mein Kind im Stich lassen? Schon hat man den Armen grausam mein Hab und Gut genommen, sie werden in Mangel und Elend sein. Soll ich, ihr einziger Freund, sie auch verlassen? Nein, Juel, nein! Ich weiß, du meinst es gut mit mir, aber ich kann nicht anders! Ich höre den Hilferuf meiner trostlosen Frau, höre das verzweifelte Wimmern meines Kindes. Soll ich die brave Frau zur Witwe, soll ich den lieben Knaben zur Wai-

se machen. Ich muss nach Stockholm!«

Juel legte sein Haupt an des geliebten Herrn Brust und weinte.

Am anderen Morgen wurden die Anker gelichtet, und trotz der sturmvollen Jahreszeit trat Kapitän Norcroß die Rückreise nach Schweden an. Die Fahrt war beschwerlich und langsam. Überall, wo das Schiff anlegte, wurde dem Kapitän von allen wackeren Leuten abgeraten, nach Schweden zu gehen, ebenso wie ihn in Calais alle seine Bekannten abzuhalten versucht hatten. Er aber ließ sich nicht irremachen und blieb fest. Die Elemente selbst schienen ihm alle nur möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, und fast wäre er an den Küsten Jütlands zum zweiten Mal gescheitert, aber er blieb seinem Vorsatz unerschütterlich treu und lief in den Hafen von Marstrand ein.

List und Gewalt

Schweden war in arger Verwirrung. Der hohe Adel, im Geheimen immer von der jüngeren, falschen Schwester des Königs und von deren Gemahl, dem Prinzen von Hessen-Kassel, begünstigt, hatte sich mit heftigen Diskussionen seines alten Wahlrechtes wieder bemächtigt. Der listige Graf Horn, plötzlich als Organ der lange niedergehaltenen Aristokratie an der Spitze derselben, lenkte die Wahl mit schlauer Berücksichtigung seiner eigenen Vorteile auf die schwache Ulrike Eleonore. Selbst für den vorausgesehenen Fall, dass sie ihren Gemahl als Mitregenten annehmen oder ihm gar die Alleinherrschaft übertragen würde, war der herrschende Adel gedeckt, denn Prinz Friedrich war ein

Schwächling an Leib und Seele, lenksam, nachgiebig, in kleinlichen Begriffen befangen, der sich für die nüchterne Ehre, König von Schweden zu heißen, alles gefallen ließ, kurz, ein König, wie ihn der hohe Reichstag sich nicht besser wünschen könnte. Der Erfolg hat die Voraussetzung des Adels gerechtfertigt. Die schwache und unbedeutende Regierung König Friedrichs hat für sein persönliches Wollen und Tun, für sein Eingreifen in die Räder des Staats sich keinen Platz in der Geschichte verschaffen können. Man hört in jenen dreißig Jahren, während welchen er die schwedische Krone trug, nur von den gewaltigen Kämpfen der Adelparteien, von jenem weltberühmten Streit der Mützen und Hüte oder der Hornschen und Gullenborgschen Partei, und der lächerliche König war nur der Spielball bald der einen, bald der andern, bald sogar beider zugleich.

Das erste Aufbrausen des von Karls des Zwölften Geist niedergedrückten Adels, nach der Ermordung des Königs durch Meuchlerhand, glich dem eines wilden Rosses, das, nachdem es lange durch Zaum und Sporn zugleich zur Wut gereizt und doch auch gebändigt worden ist, sich plötzlich vom strengen, geschickten Reiter befreit sieht, die lästigen Zäume abstreift und nun dahin rast, wohin es seine Tollheit führt, und mit dem Huf zerschmettert und zerstampft, was ihm lange ein Ärgernis gewesen ist. In der ersten Zeit war an keine Ordnung in den Geschäften zu denken, alles ging tumultuarisch-chaotisch durcheinander. Nur Rache lechzten alle, im Durst nach Rache an dem genialen Ratgeber des Königs, an dem edlen Görz, von welchem sie sich durchschaut wussten, waren sie alle eins. Mit der nichtswürdigsten Parteilichkeit, mit dem empörendsten

Unrecht wurde Görz der Prozess gemacht. Er durfte sich nicht verteidigen, er durfte die Berechnungen seiner Verwaltung nicht vorlegen. Seine Feinde wussten so, dass er für Schwedens Wohl gearbeitet hatte und dass er sich glänzend rechtfertigen konnte, aber sie wollten sein Blut.

Aber auch der dritte Stand, bis jetzt noch niemals berücksichtigt, der Stand, der dem Staat Leben gibt, indem er ihn erhält durch die Arbeit seiner Hände. Auch Bürger und Bauern regten sich und wollten beim Reichstag vertreten sein. Dies verursachte tobende Zusammenkünfte, Zank und Streit, und eine ungeheure Bewegung ging von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, durch das ganze Schwedenreich.

Norcroß trat in Marstrand mitten in die Bewegung hinein. Alles staunte, den Mann zu sehen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, und die große Masse war sogleich für ihn gestimmt und sehr geneigt, ihm mit Auszeichnung zu begegnen. Seine näheren Freunde und Bekannte, welche die Lage der Dinge in Schweden besser kannten, beschworen den Kapitän einstimmig, sein Schiff wieder zu besteigen und so schnell wie möglich von der schwedischen Küste zu fliehen, wo für ihn keine glücklichen Tage mehr aufdämmern könnten. Aber je mehr man ihm zuredete, desto heißer erwachte in ihm die Liebe zu Frau und Kind, desto heftiger glühte das Verlangen in ihm auf, sich zu rechtfertigen und seine Ehre zu retten. Er ließ alle seine Leute in Marstrand zurück – selbst Juel durfte ihn nicht begleiten – und reiste allein nach Stockholm.

Es war schon Nacht, als er ankam. Am Tor nannte er furchtlos seinen Namen. Das Fuhrwerk ließ er in einem Gasthof zurück und ging zu Fuß zu seiner Behausung.

Über den Säugling gebeugt saß Dina allein im Zimmer, als Norcroß hereintrat. Ihr Schrecken war heftig. Aber selbst mit zitternden Armen zog sie ihn an ihr vor Angst aufwallendes Herz, selbst mit bleichem Mund gab sie ihm den Kuss der Liebe. Aber dann rief sie mit bebender Stimme: »Norcroß, um Gotteswillen, was willst du hier? Mich noch einmal heimlich sehen und dein Kind, und dann Schweden für immer verlassen? Oder uns mit dir nehmen? Ja, ja das Letztere, du wolltest nicht ohne uns deine Ferse auf ewig dem Land zukehren, wo unser nur Unglück wartet. Aber warum dich selbst hierher wagen? Warum dein teures Leben aufs Spiel setzen? Warum selbst in die Löwengrube deiner Feinde hinabsteigen? Du könntest uns ja einen Boten schicken, und ich wäre dir nachgesegelt bis ans Ende der Welt.« So koste sie furchtsam und freudig zugleich, streichelte ihm das bärtige Kinn dazu und zog ihn zur Wiege, wo sein kleines Ebenbild schlummerte. Er hatte sie ausreden lassen und betrachtete sie dann mit düster-wehmütigen Blicken. »Nicht also, Dina«, sprach er dann. »Zwar bin ich gekommen, dich aus diesem Land hinwegzuführen, das außer dir nichts Angenehmes mehr für mich hat. Aber nicht heimlich, nicht wie ein Dieb will ich herein- und hinausgehen und dich stehlen, als wärst du eines anderen Eigentum. Auch will ich nicht allein dich mir hier holen, sondern auch meine Ehre. Nicht feige bin ich geflohen vor den versteckten Angriffen meiner Feinde, nein, ich bin aus freiem Antrieb gekommen, mich ihnen gegenüberzustellen, Stirn gegen Stirn, Auge in Auge. Sie sollen sehen, dass Norcroß ein Mann von unerschütterlichem Mut und unbefleckter Ehre ist.«

»Wehe uns, dann bist du verloren!«, kreischte Dina auf.

»Sie werden dich fangen wie den gemeinsten Verbrecher. Sie werden dir das Leben nehmen wie dem abscheulichsten Bösewicht!«

»Tröste dich, Kind, sie werden es nicht tun. Noch ist das Recht nicht untergegangen in der Menschen Brust, und selbst den Schurken ergreift ein Schrecken, wenn es leuchtend ihn antritt und mit gebieterischem Blick Anerkennung fordert.«

»O, John! Du bist im Irrtum. Hier triumphiert die Bosheit. Wer soll dich retten, wenn sie dich in den Kerker werfen, wie den Baron Görz, dessen Freund und Helfershelfer sie dich allgemein nennen? Du weißt nicht, was hier vorgegangen ist.«

»Ich weiß alles, liebe Frau. Aber der meiner Ehre angetane Schimpf hätte mich aus dem entferntesten Winkel des großen Ozeans hierher getrieben und bestände der Reichstag aus lauter blutdürstigen Tigern.«

»Aber du bist uns dein Leben schuldig, mir, deinem Kind!«

»Die Ehre gilt mir mehr als das Leben.«

»So höre denn: Der Kammerherr von Wollstrupp hat sich an mich gedrängt und mir zugeschworen, so wie dich ihre Spione erwischten, in welchem Land Europas es auch immer sei, so wäre dein Tod gewiss. Ach, und auf diese Bestimmtheit gründete er ein Recht zu seinen frechen Anträgen, die ich dir zu wiederholen erröten muss. Da empfand ich recht mit tiefen Schmerzen, dass mein Vetter, der Graf Mörner, nichts mehr galt. Sein Todfeind, der Graf Horn, ist hier der allmächtige Gott.«

»Und dieser Nachtvogel, dieser Schurke Wollstrupp, wagt sich auch wieder ans Tageslicht hervor?«

»Fürchte ihn! Du hast ihn beleidigt, er ist ein entsetzlicher Mensch.«

»Ja, ja, die Sonne Schwedens ist untergegangen, und alle lichtscheuen Fledermäuse, alles böses Nachtgeflügel und finsternisliebende Gewürm kriecht nun aus den Winkeln und Löchern hervor, in welchen es seither versteckt war. Doch ruhig nur, meine teure Frau, wenn sich ein Licht zeigt, so flieht das Volk schreiend in seine alten Hinterhalte.«

»John, John! Du bist keine Sonne, die die Nacht verdrängen könnte. Du bist nur der Mond, der sein Licht von der Sonne erhielt. Die Sonne ist ausgelöscht und du bist lichtlos geworden. Oder du bist nur eine stille Leuchte, deren bescheidener Strahl gerade alles Nachtgeflatter heranzieht und um sich versammelt, damit sie mit roher Gewalt darauf stürmen und es verlöschen.«

»Nun, so will ich lieber sterben, als beschimpft leben.«

Vergebens umschlang Dina seinen Hals, vergebens weinte sie Tränenströme; er war und blieb fest.

Und es war wirklich so, wie Norcroß vorausgesagt hatte. Seine Feinde staunten teils über sein Erscheinen, teils erschrecken sie über sein festes, furchtloses Auftreten in Stockholm. Mit der freien Stirn der Unschuld erschien der Freibeuter an öffentlichen Orten, machte Besuche, sprach mit Ruhe und Bestimmtheit von seiner kritischen Lage und stellte sich, als man keine Notiz von ihm nehmen zu wollen schien, mit der Würde des gekränkten Selbstbewusstseins vor den Grafen Horn, Haupt und Lenker des Reichstags, mit klaren Worten von demselben verlangend, dass ihm vor dem versammelten Reichstag eine öffentliche Verteidigung und Rechtfertigung seiner Handlungen während sei-

ner Dienstzeit in Schweden gestattet würde, die ihm so von Gottes- und Rechtswegen gebühre. Der Graf entschuldigte sich schlaue mit den ungeheueren Geschäften, welche die gänzliche Umänderung der Regierungsform mit sich bringe, doch würde ihm diese Erlaubnis vonseiten des Reichstages gar nicht entgehen, obwohl er ein Ausländer und Anhänger einer politischen Meinung sei, welche in Schweden jetzt ihre Bedeutung verloren habe.

»Exzellenz«, sagte Norcroß mit einem festen Blick, »ich hänge der Wahrheit an und dem Recht und es ist fürwahr schlimm, wenn diese in Schweden ihre Bedeutung verloren haben.«

»Ihr seid sehr kühn!«, sprach der Graf lächelnd. »Aber einem Seemann mag es schon hingehen, der zumal so hoch in der Gunst des verstorbenen Königs stand.«

»Ich frage nicht danach, was in Schweden noch Bedeutung hat und was nicht. Meine Ehre will ich zurück. Freche Hände haben sie mir hier geraubt, seit sich zwei Augen geschlossen habe, die mir mehr galten als nun das ganze Schwedenreich. Meine Ehre will ich wieder und dann gehen.«

»Macht doch aus jener Bekanntmachung nicht so viel!«, versetzte der Graf fein. »Sie ist in der ersten Aufwallung der Gemüter, wo noch alles drunter und drüber ging – Gott weiß, von wem – gemacht worden.«

»Gut! So soll sie der Reichsrat zurücknehmen und mich für einen ehrlichen, braven Mann erklären, der der Krone Schweden drei Jahre lang mit Treue und Eifer gedient hat. Weiter verlange ich ja nichts.«

»Tröstet Euch nur! Dies werdet Ihr bald erlangen, Kapitän Norcroß. Habt noch eine kleine Weile Geduld, bis wir aus

dem Größten sind, dann soll es auch an Eure Sache kommen.«

Norcroß ging und wartete Wochen lang; aber es kam nicht daran. Bald wurde er inne, und die Meinungen seiner Frau und einiger ihm gleichgesinnter Freunde bestätigten ihn darin, dass er von geheimen Spionen umgeben war. Zwar versuchte er es noch einige Male durchzudringen, aber es gelang ihm nicht. Dass er auf diese Weise scheitern müsse, hatte er freilich nicht geglaubt. Schlau hatte die List berechnet, dass Norcroß dadurch am besten geschlagen sei, wenn man ihn ungehört hinhalte. Er werde ungeduldig und heftig werden, und sich in der Heftigkeit vergessend, sich gegen die bestehende Regierung vergehen. Dann hatte man die triftigsten Gründe, ihm zu Leibe zu gehen. Leider gelang dieser nichtswürdige Plan nur zu gut.

In roher und gewaltiger blinder Parteiwut gegen den Freiherrn von Görz unter seinen Richtern und den Beisitzern des Reichstages sich offenbarte, und je weniger man sich Mühe gab, auch nur die Maske von Rechtlichkeit festzuhalten, um so dringender rieten Norcroß' Frau und Freunde ihm zur Flucht, um so kälter und fremder wurden seine scheinbaren Freunde. Er sah sich bald verlassen und allein stehend, denn sein unbändiger Stolz ließ nicht zu, dass er sich jemandem näherte.

In diesem ungewissen und für Norcroß schier unerträglichen Zustand waren mehrere Wochen vergangen, und im Stillen fing er an, zu bereuen, dass er dem Rat seiner Freunde nicht gefolgt und nach Stockholm gegangen war. Jetzt hielt ihn eigentlich nur Görz' Prozess zurück. Da erfüllte die Stadt plötzlich das Gerücht von dem Todesurteil des Barons und der schleunigen Vollziehung desselben.

Das war ein Donnerschlag für Norcroß und alle, die noch Sinn für Recht und Billigkeit in der Brust trugen. Das hatte man doch nicht geglaubt, dass der Wahnsinn der Rachgierde die Seelen der ungerechten Richter so weit treiben könnte, einen offenbaren Mord im Namen des Rechts an dem verdienstvollen Mann zu begehen. Jetzt sah Norcroß ein, welch ein Los auch seiner wartete. Seine Freunde hatten schon bestimmt von seiner baldigen Verhaftung gehört, er gab ihnen und seiner höchst besorgten Frau Bitten endlich nach und entschloss sich zur Flucht aus dem Land der Sünden, wo die blinde Rache, nicht die blinde Gerechtigkeit das Richterschwert führte. Mit der größten Behutsamkeit machte er heimlich Anstalten zur Abreise mit Frau und Kind. Er wollte wieder nach Frankreich zurück, wo er sich von mächtigen Freunden Schutz und Unterstützung versprechen durfte. Aber schon war es zu spät. Seine Absicht konnte den lauernenden Spionen seiner Feinde nicht mehr entgehen. Er hatte an öffentlichen Orten die Gewaltschritte der Regierung hart und bitter getadelt und seine Worte dabei nicht mit dem Kammerstempel ausgeprägt. Ursache genug, um an ihn zu kommen.

Das Schiff lag im Hafen zur Abreise fertig, in der Nacht sollte der Anker gehoben werden. Seine Frau am Arme führend, dicht in Mäntel gehüllt, mit einer einzigen Dienerin, welche den Knaben trug, trat Norcroß abends spät in den Hafen. Aber kaum hatte er dem seiner im Boot wartenden Matrosen einen Wink gegeben, als er sich plötzlich von bewaffneten Leuten umringt sah.

»Im Namen des Königs! Kapitän Norcroß, Ihr seid Staatsgefangener!«, rief eine schadenfrohe Stimme.

Norcroß erkannte beim Schein der herbeigekommenen

Fackeln den Kammerherrn von Wollstrupp in dem Sprecher. Dina schrie laut auf, aber der Kapitän wurde von ihrer Seite gerissen, fortgeführt und in einen unfreundlichen Kerker geworfen.

Nocroß im Kerker

Der tapfere Kaperkapitän hatte schon mehrere Tage im Gefängnis gelegen, als er aus dem vergitterten Fenster wahrnahm, wie auf dem nicht weit entfernten Platz, den er übersehen konnte, ein Gerüst aufgebaut wurde. Er blieb nicht lange in Zweifel über den Zweck desselben. »Ha, das ist der Altar, der Opferherd der Rache, welchen die wutentflammten Priester dieser unterirdischen Göttin bauen, da soll das unschuldige Opfer geschlachtet werden, hier soll der Mann fallen, welcher gewagt hat, die angemäßen Vorrechte eines habgierigen Adels anzutasten, der es nicht dulden wollte, wie Einzelne sich für berufen ausgaben, von Gottes Gnaden den Schweiß und das Blut ihrer Brüder zu verschwelgen. Nun so opfert ihn denn, wie ihr Euren König gemordet habt, schlachtet auch mich, weil ich beide liebte und ihnen treu diente. Aber der Geist der Vergeltung wird früh oder spät über die Häupter eurer Enkel als der erzürnte Genius der Zeit dahinfahren und sie im Flug mit dem Schwert abmähen, welches ihm zur Versöhnung der von euch mit Füßen getretenen Menschheit der Allmächtige selbst in die Hände gegeben hat.«

Der Altar wurde geschmückt, mit Leichentüchern behangen. Der Tag kam, die geduldige Menschenmasse, das mit Blindheit und törichter Furcht geschlagene Volk umflutete

das Schafott. Ernst und würdig trat der Mann hinauf, der, einer der größten seines Jahrhunderts, mit hohen Geistesgaben und vortrefflichem Herzen einen Staat auf die höchste Spitze seines Glücks zu führen imstande war, der den besten und heiligsten Willen gehabt hatte, Schwedens wohlthätiger Genius zu werden. Er legte, ohne zu zittern, sein Haupt dem Beil des Henkers hin. Görz starb, und Norcroß weinte dem Los des Guten und Schönen auf Erden schmerzensbittere Tränen.

Die Rache war befriedigt, aber ein allgemeines Murren ging durch das ganze Land. Es wurden in Schweden sehr missbilligende Stimmen von außen vernommen. Die Stimme in der eignen Brust erwachte und man fürchtete sich im Reichsrat allgemein, die Sache des Kaperkapitäns vorzunehmen. Man scheute sich, jetzt unangenehme Dinge, von denen man lieber gar nicht gesprochen haben wollte, noch einmal in Erinnerung zu bringen. Die Herren fühlten, dass eine zweite Übereilung die erste nicht gutmachen könne. Sie begriffen aber auch eben so leicht, dass, wenn sie dem gefangenen Norcroß Gelegenheit zur öffentlichen Verteidigung geben würden, er sich völlig rechtfertigen und dadurch nur noch mehr gewinnen werde. Endlich lief es ihren Grundsätzen zuwider, den Kapitän auf freien Fuß zu setzen, weil sie sich dadurch eine große Blöße gegeben haben würden. Darüber verstrich eine Zeit um die andere. Der arme Kaperkapitän war endlich fast vergessen.

Norcroß schmachtete im Kerker. Frühling und Sommer gingen vorüber, er hatte mit keiner menschlichen Seele weiter als mit seinem Kerkermeister ein Wort gesprochen. Tage kamen und gingen, und Verzweiflung kam und ging. Sein Herz erbitterte sich täglich und stündlich mehr gegen

die Menschen, er fraß all den heißen Gram in sich hinein und verschluckte seine Tränen. Aber diese Stürme des Grams, diese Blitze der Wut, diese Flut der Tränen vertilgten zuletzt alles menschliche Gefühl in seiner Brust und versteinerten sein Herz, sodass keine sanfte Regung mehr in ihm aufzukommen vermochte. Oft wenn er in den einsamen Mitternächten sich auf seinem Strohlager schlaflos wälzte, da stieß er zähneknirschend grässliche Flüche über die Menschen aus und schwur hoch und teuer bei den ewigen Sternen, die ihr Licht in sein Gefängnis gossen, Rache zu nehmen, furchtbare Rachen an allem, was sich zur bevorzugten Menschenrasse zählte. Dann malte sich seine wilde Fantasie die Bilder der Rache aus, und dieses ausgelassene Spiel seiner Fantasie war gewissermaßen der Nahrungstoff seines Lebens. Ohne dasselbe wäre er entweder ein Raub des an seiner Gesundheit zehrenden Grams und der ungesunden Lebensart, oder der über seine Seele wie gespensterreiche Mitternacht mit Rabensittichen hinziehenden Verzweiflung geworden. Der Gedanke, sich den Kopf an der Mauer seines Kerkers oder an den Eifenstäben des Fensters einzustoßen, der ihn wohl zuweilen heimgesucht hatte, kam nicht mehr in seine Seele. Der Genius der Rache beleidigter Unschuld erhellte ihm mit flackernder Fackel die Nacht und verscheuchte alle Unbilden derselben.

Auch der Herbst neigte sich schon seinem Ende zu. Schon ganzer neun Monate hatte Norcroß im Gefängnis gelegen. Vergebens hatte er seinen Kerkermeister zu gewinnen, vergebens durch ein kühnes Durchbrechen zu entfliehen gesucht. Das Erstere war stets an der eisernen Gleichgültigkeit eines Menschen, der an gar nichts Interesse nimmt, weder am Guten noch am Bösen, weder an der Erde noch am

Himmel, das Zweite an der Höhe des Turms gescheitert, auf welchem der Kapitän saß. Da trat eines Morgens - es war Ende Oktober - ein niedliches, ungefähr sechszehnjähriges Mädchen in das Gefängnis, um ihm den Krug mit frischem Wasser zu füllen und das Frühstück zu bringen. Sie grüßte freundlich und sagte: »Mein Vater ist krank geworden in dieser Nacht, deshalb nehmt's nicht übel, Herr, dass ich komme und Euch bediene. Der Vater will nicht, dass ein Knecht herein soll zu Euch. Er sagte, das wäre ein Schimpf für Euch, denn Ihr wäret ein englischer Edelmann und ein gar berühmter Seefahrer und Freund des verstorbenen Königs. Deshalb müssen mir die Knechte nur aufschließen und draußen auf mich warten. Ihr seid doch nicht unwillig?«

»Ei, liebes Kind, von Herzen froh bin ich, dass ich einmal ein anderes Gesicht sehe und eine andere Stimme höre, als die deines Vaters. Wirst du mich denn so lange bedienen, wie dein Vater krank ist, und täglich zu mir kommen?«

»Ei, versteht sich! Aber ich denke doch nicht! Denn seht, es könnte wohl bald ein junges Bürschlein statt meiner kommen, ein blutjunges hübsches Kerlchen. Hi, hi! Ihr werdet mich schon verstehen.«

»Dein Schätzchen wohl, du blauäugiger Schelm?«, fragte der Kapitän, von einem ihm wohltuenden Gefühl durch die kindlich offenen, zutraulich freundlichen Reden des lieben Mädchens angeweht.

»Ei freilich!«, kicherte sie. »Der Vater war immer dawider und meinte, der Bursche sei noch viel zu jung und ich auch, aber er ist sechzehn Jahre alt und ich bin's auch. Ist das nicht ein hübsches Alter, und wir lieben uns recht herzlich; ja ich fühle und bin der festesten Überzeugung, dass ich

meinen Jungen nicht lieber haben könnte, wenn ich hundert Jahre alt würde. Er hat sich dem Vater schon vielmal angeboten als Knecht und will nicht einmal Lohn haben, nur mit der Bedingung, dass wenn er sechs Jahre redlich gedient, so solle der Vater mich ihm zum Lohn geben. Es wird ja wohl eher schon Rat dazu werden. Aber so lang der Vater den Dienst selbst versehen konnte, wollte er nichts davon wissen. Jetzt, da er krank darniederliegt, wird er mich schon eher anhören. Erst will ich sehen, wie es mit seiner Krankheit läuft. Aber nächster Tage sprech' ich gewiss mit ihm. Diesen Abend will ich's erst meinem Geliebten mitteilen und dessen Meinung darüber hören.«

»Tu das, mein Kind,« sagte Norcroß. »Dir blüht so des Lebens Mai in seiner schönsten Blüte. Liebt euch und seid glücklich. Dann bedient Ihr mich abwechselnd, denn ich möchte nicht, dass du deinen Anblick mir ganz entzögest.«

»Das will ich auch nicht, weil Ihr so gut seid, und mir alles Schöne wünscht.«

Am anderen Tag trat die Kleine munter und froh herein und rief gleich: »Der Alte hat nachgegeben und Ja gesagt. Wie bin ich froh und glücklich! Ich möchte vor Freuden tanzen und Euch umarmen. O, freut Euch doch auch mit mir! Ach, Ihr seht so ernst und finster drein. Denkt doch, mein Geliebter kommt ins Haus. Diesen Abend soll er Euch schon bedienen und Euer Abendbrot bringen. O, ich bin ganz närrisch in den allerliebsten schönsten Jungen verliebt! Es hätte mir kein größeres Glück widerfahren können, als dass mein Vater krank geworden ist und den Dienst nicht mehr versehen kann. Ihr sollt aber auch froh sein, Herr. Deshalb habe ich Euch eine Flasche guten Wein mitgebracht und auch ein viel besseres Frühstück, als Ihr,

der Vorschrift nach, erhalten sollt. Da esst und trinkt, und freut Euch mit mir!«

»Das will ich, du herziges Mädchen! Komm, dein junger Geliebter soll leben! Er bringt so auch junges frisches Leben in meinen Kerker.« Und das lang entbehrte Labsal des Weins schlürfend, wurde dem Unglücklichen wohl. Bald erfüllte der lichte Weingott die Wände des Kerkers mit bunten Bildern, rief Harmonien aus den feuchten Steinen und bekränzte endlich das erheiterte Haupt des Gefangenen mit einem frischen Kranz von Weinlaub und Mohnblumen, die ihm die Schläfe kühlten und sanft in Schlummer wiegten, um ihm die Seligkeit baldiger Befreiung in schöner Vorahnung zu verkünden. Er sah einen lieben, befreundeten Engel in das düstere Kerkergemach treten, ihn an der Hand nehmen und hinwegführen über Land und Meer, weit von dannen und immer weiter. Und sie schritten über die Meere und ihre Füße wurden nicht nass. Der wohlbekannte Engel sprach aber immer freundliche Worte.

Als Norcroß aus seinem langen erquickenden, von himmlischen Traumbildern angefüllten Schlaf erwachte, neigte sich der Spätherbsttag bereits seinem Ende. Der Kapitän rief sich mit einer Wehmut, wie er sie noch nicht empfunden hatte, seit er im Gefängnis lag, die Einzelheiten des Traumes in die Seele zurück, da knarrte die Tür, und ein Jüngling trat herein. Norcroß konnte die Gesichtszüge wegen der schon eingetretenen Dämmerung nicht erkennen, aber er bemerkte, dass der junge Mensch die Tür hinter sich wieder sorgfältig verschloss und dann mit raschen Schritten auf ihn zueilte. Da richtete der Kapitän sein Auge schärfer auf den neuen Wärter, der eben stumm und zitternd die Arme ausbreitete und an des Gefangenen Brust

sank.

»Juel!«, rief dieser überrascht. »Bist du es wirklich, Herzensjunge? Juel bist du es?« Er zitterte vor Freuden und drückte den Burschen an sein hoch aufwallendes Herz und küsste ihm Wangen und Mund. »Ich habe soeben von dir geträumt, Junge! Da warst du ein Engel.«

»Ihr ich bin es!«, rief der Bursche Freudentränen vergießend. »Ja, ich bin es, mein teurer Herr und Meister, und bin gekommen, Euch zu befreien, Euer Engel zu werden.«

»Du mich befreien, Junge? Bist du toll geworden? Wie willst du das anfangen?«

»Ach, lieber Herr, angefangen habe ich es schon vor sechs Monaten. Jetzt will ich es nur zu Ende bringen.«

»Nun, so lass hören, du schlauer Schelm! Welche Anstalten hast du getroffen? Ihr traue deiner Klugheit alles zu. Du bist in einer guten Schule gewesen und wirst gewiss in allen Dingen deinem Lehrmeister Ehre machen.«

»Wir erfuhren Euer trauriges Schicksal bald in Marstrand«, erzählte der Bursche. »Ach! Ich hatte es Euch vorausgesagt. Wir erhielten auch sofort einen anderen Kapitän auf dem Dänenfeind, das Schiff wurde umgetauft und Ulrike genannt, und wir unter die Marine gestellt. Ich konnte diese Dinge nicht ertragen. Mein Herz sehnte sich nach Euch, trauerte um Euch. Wie oft habe ich unsere letzte Reise verwünscht! Wenn Ihr des Königs Karl Anerbieten angenommen hättet, in die Admiralität zu treten, so wären wir jetzt alle geborgen.«

»Freilich!«, seufzte Norcroß. »Ihr hätte Güter und Ehren. Wer aber hätte auch so etwas glauben sollen?«

»Ich entwischte,« fuhr der Bursche fort, »und kam hierher zu Eurer Gemahlin. Aber sie konnte sich selbst nicht trös-

ten, wie sollte sie mir Trost geben? Sie lebt von der Unterstützung ihres Vetzters, des Grafen Mörner, und hat weiter keinen Freund. Sie weinte bitterlich, dass der Wollstrupp, der jetzt höher gestiegen ist, ihr immer böse Anträge mache und ihre Untreue zur Bedingung Eurer Befreiung stelle, aber sie schwur, dass sie ihn stets mit Abscheu zurückweise und Euch eher im Kerker verschmachten lassen wolle, als Euch mit solcher Schmach loskaufen. Aber einen andern Anschlag zu Eurer Befreiung wusste sie nicht zu geben, alle rechtlichen Mittel und Wege waren von ihr und dem alten Grafen schon vergebens versucht worden. Da beschloss ich in meinem Herzen, auf meine eigene Hand zu handeln. Zuerst mittelte ich Euer Gefängnis aus, umschlich den Turm und maß dessen Höhe. Ich dachte auch schon an Leitern, Durchbrechen und dergleichen Dinge. Da bemerkte ich eines Tages bei einem solchen Katzenschlich ein junges Mädchengesicht aus einem Fenster des an dem Turm hängenden weißen Hauses nach mir schielen. Ich grüßte freundlich und erhielt freundlichen Dank. »Wie?«, dachte ich, »wenn vielleicht durch dies unschuldige Geschöpfchen ein Weg zu deinem lieben Herrn auszumitteln wäre? Wer mag sie sein? Ich ging mehr um das Haus. Das Kind kam, um Wasser am Brunnen in einem Krug zu holen. Es war Abend, ich ging ihr nach und redete sie an. Das Gespräch war bald im Gange, und nach einer Stunde wusste ich, dass sie die Tochter des Kerkermeisters sei, dass ihre älteren Brüder in die Welt gegangen seien, weil der Vater so streng gegen sie gewesen war, dass die Mutter schwach und kränklich sei, kurz, ich erfuhr die ganze kleine Geschichte des Hauswesens Eures Kerkermeisters. Ich sah wohl, dass ich dem Mädchen gefiel, und versprach alle Abende zu

kommen; und ich kam alle Abende. Bald fing es auch unter meiner Matrosenjacke an, unruhig zu werden. Ich fühlte, dass ich Jane gut war. Sie aber war sterblich in mich verliebt. Was war natürlicher, als dass wir Pläne machten, wie wir hübsch zusammenleben möchten, und dass mir nichts erwünschter sein konnte, als in das Haus des Kerkermeisters und danach endlich zu Euch zu kommen. Ich ging selbst zu dem Alten. Ich steckt mich hinter Janes Mutter, schmeichelte ihr und war gegen beide die liebe Freundlichkeit selbst. Aber es half alles nichts, der Alte war ein unarbeitbarer Klotz. Jane begehrte mich nun zum Mann, sie hatte die Mutter auf ihrer Seite. Auch dies schlug nicht an. Unterdessen verstrich die Zeit, und eine andere Verlegenheit begann mich zu drücken. Meine kleine Kasse ging nämlich zur Neige und ich musste, so sehr ich mich auch einzurichten verstand, doch täglich von der Schnur leben. Deshalb musste ich mich im Ernst verdingen. Ich fand einen Dienst als Laufbursche bei einem reichen Kaufmann in der Nähe Eures Kerkers. Jane hatte mir dieses Plätzchen verschafft. Ich sah Euch oft am Fenster aus der Ferne und versuchte mich Euch durch Zeichen bemerkbar zu machen; aber Ihr habt niemals darauf geachtet. Inzwischen ließ ich die Hoffnung nicht sinken und arbeitete immer still und vorsichtig an mancherlei Plänen zu Eurer Befreiung, die ich Euch ein anderes Mal, wann mir längere Zeit bei Euch zu verweilen vergönnt sein wird, erzählen will, d. h. auf einem stattlichen Schiff, auf welchem wir - so Gott seinen Segen gibt, und das wird er; ich vertraue auf ihn! - bald in das weite, freie, schöne Meer hinausschwimmen wollen. Ja, glaubt nur, Kapitän, es hat mir ungeheure Mühe gekostet, das verfluchte Landleben und nun vollends das zweimal

verfluchte Stadtleben gewohnt zu werden. Nun der Umgang mit meiner lieben armen Mutter hat mir's so doch ein bisschen versüßt. Aber fast wäre ich gestorben vor langer Weile und anderer Plage. Aber ich weiß so, Euretwegen hielt ich noch Schlimmeres, so das Allerschlimmste aus, was überhaupt ein Mensch auszuhalten vermag.«

»Lieber, lieber Junge!«, rief Norcroß und zog Juel wieder an seine Brust. »Doch weiter!«

»Nun, es wird nicht viel mehr sein. Ich lag der Jane und ihrer Mutter immer in den Ohren, mich ins Haus zu bringen, und diese beiden dem Alten, und da alles nichts half, praktizierte ich diesem vor einigen Tagen abends ein Stück Alaun aus meinem Kaufmannsladen in die Biersuppe. Daran hat er sich denn richtig, wie ich voraussetzte und zuversichtlich hoffte, krank gegessen und in selbiger Nacht noch schlimme Dinge angerichtet. Das hat nun gleich geholfen; die Frauen ließen nicht nach, bis ich im Haus war, und ich ließ nicht nach, bis ich bei Euch war, mein geliebter Kapitän.«

»Aber was soll nun werden, mein Junge?«

»Etwas sehr Einfaches. Morgen des Tags verschaffe ich mir durch Eure Gemahlin Geld für Euch. Ich miete sodann ein Boot, welches bis zu Mitternacht bereit ist. Dann öffne ich Euch zur rechten Zeit den Kerker, wir fliehen auf das Boot und rudern, dass uns die Hände bluten. Ehe es Tag wird, sind wir im Meer. Dann wird uns Gottes Vaterhand weiter führen.«

»Aber ohne meine Frau, mein Kind?«

»Ihr könnt sie nachkommen lassen, wenn Ihr erst einen festen Platz habt; sie hält niemand.«

»Und sie nicht einmal erst sehen? Mein Herz zieht mich

zu ihnen.«

»Das Herz muss schweigen; auch das meine. Ihr könntet Euch verraten.«

»Du hast recht, lieber Juel. Aber was wird aus deiner Jane? Sie ist ein liebenswürdiges Kind! Willst du sie nicht mitnehmen?«

»Wo denkt Ihr hin? Sie könnte uns ja zur Stelle verraten. Was wird aus ihr?«, sagte der Bursche leise, seine Stimme wankte, und sein Auge füllte sich mit Tränen. »Sie muss hierbleiben und wird schon einen anderen Geliebten finden«, setzte er dann rasch sich selbst ermutigend hinzu.

»Armer Junge! Du willst mir auch noch deine erste Liebe opfern? O, die gilt so mehr als das Leben! Und das Mädchen liebt dich zu heftig. Das Herz wird ihr brechen.«

»So muss es brechen!«, weinte der Jüngling laut. »Ihr seid mir doch mehr wert als ihr Herz. Um Euch ließ ich die Welt zugrunde gehen.«

»Die erste Liebe ist mehr als die Welt. Jüngling, ich weiß dein Opfer zu schätzen! Du stehst groß vor mir da, wie ein nie gesehener Held. Komm an mein Herz, edler, vortrefflicher Mensch! Nenne mich Bruder. Ich bin's!«

»Mein Bruder!«, stammelte Juel an des Kapitäns Brust. Ein heiliger Augenblick flog an ihnen vorüber, der ihre Herzen mit Zaubergewalt größer machte.

Am anderen Morgen besorgte Juel in heimlicher Stille alles, wie er es gelobt hatte. Die Nacht stieg herauf. Mit Vorsicht brachte er die Schlüssel des Kerkers und Hauses bei-seite. Als die Schlafenszeit kam, drückte er Jane einen innigen Kuss auf die Lippen.

Sie bemerkte seine Bewegung und fragte teilnehmend: »Was fehlt dir, Juel?« Aber er blieb stark, obwohl ihm der

Schmerz die Kehle zuschnürte.

»Mir ist wohl!«, sagte er endlich, als sie ihm mit weicher Hand die Haare aus der Stirn strich. »Geh schlafen, Jane!«

»Nein, du weinst und ich gehe nicht eher, bis du mir gesagt hast, warum?«

Nun musste er das gute Wesen belügen, so weh es ihm auch tat.

»Meine Mutter ist gestorben. Du hast sie ja gekannt.«

»Ei, sie war ja vorgestern noch bei dem Kaufmann drüben. Armer Junge! Nun, ich will dich um so lieber haben. Schlaf wohl!«

»Schlaf wohl, mein Engel! Und lebe wohl! Vielleicht auf ewig wohl! Du schöne Blume!«, flüsterte er heiß weinend hinter ihr her. Dann ging er auch in seine Kammer. Mit Herzklopfen zählte er hier die Stunden bis zu Mitternacht. Am Tag hatte er sich schon mit Norcroß verabredet. Die Stunde schlug. Leise, zitternd schlich der Jüngling die Stiege hinauf. Das Knarren der Tür konnte unten nicht mehr vernommen werden. Glücklicherweise kamen sie ins Freie. Die Schlüssel warf Juel in den Hausflur. In schnellster Eile stürzten sie zu dem Ort, wo das Boot hielt. Die Riemen wurden aus allen Kräften gestrichen und die aufgehende Sonne sah die beiden Flüchtlinge schon weit, weit von Schwedens Hauptstadt, auf der glänzenden Fläche der Ostsee schwimmen. Rastlos ging die Fahrt.

»Wohin, mein teurer Bruder? Wohin nun?«, fragte Juel.

»Nach Frankreichs gesegnetem Land!«, versetzte Norcroß. »Dort winkt mir neues Glück. Wir segeln jetzt zu einem deutschen Hafen, und von dort reisen wir zu Lande nach Paris. Dort wird sich's finden.«

»Und Gott wird uns segnen!«, rief der Jüngling.

Alte Bekannte

An der westlichen Küste der Insel Seeland liegt unweit blühender Dörfer ein hohes, stattliches Gebäude von altertümlichem Ansehen. Es hat das Äußere eines Klosters aus den Zeiten der Kreuzzüge. Seine stufigen Giebeldächer, seine zackigen Spitzsäulen, seine gotischen Bögen und Verzierungen an den gewölbten Pforten und tiefen Fenstern, belehren den Wanderer bei näherer Besichtigung bald, dass ihn seine, vom ersten Anblick dieses Hauses hervorgerufene Vermutung nicht getäuscht hat. Er gewahrt noch das alte geschweifte Pfortlein in der hohen Mauer mit dem Glockenzug, er betrachtet mit Ehrfurcht die Basreliefs der Heiligenbilder zu beiden Seiten der Pforte, an welchen die Stürme der Zeit, freilich nicht ohne Spuren ihres Daseins hinterlassen zu haben, vorübergebraust sind. Im Hof wiederholen sich die teils gut, teils schlecht erhaltenen Gebilde der Gottesmutter und ihres Sohnes, der Heiligen in verschiedener Gruppierung. Zur Rechten sah man an dem unregelmäßig gebauten linken Flügel des Gebäudes die hohen Fenster, aus buntgemalten, runden Scheiben, Sternen usw. bestehend, der Kirche, während auf dem kleinen, aber hohen rechten Flügel und im Hauptgebäude mehrere Reihen Zellen neben- und übereinander hinliefen. Es war dies das alte St. Clarenkloster, einst von einer frommen Königin Dänemarks gestiftet, nach der Einführung der lutherischen Lehre in Dänemark, aber von der Gemahlin Christians des Vierten in ein Stift für unverheiratete adlige Damen verwandelt und reich dotiert. Die Gegend, in welcher das Stift lag, war keineswegs so einsam, wie sie wegen Mangel an Städten und Verkehr hätte scheinen können; denn nur eine

kleine Strecke vom Kloster entfernt war eine stark frequentierte Überfahrt nach Fünen über den großen Belt, der hier, zwischen den beiden Inseln hindurch, seine schäumenden Wasser drängt. Alle Reisenden, die aus Schleswig und Jütland, zum Teil auch aus Holstein nach Kopenhagen, oder von da dorthin zurückgingen, passierten die Straße am Kloster vorüber zu den Schifferhütten, welche am Ufer in beträchtlicher Anzahl angebaut waren, um sich hinüberfahren zu lassen. Dadurch kamen viel Leben und Bewegung in die Umgegend, und es war gar nichts Seltenes, dass Reisende im Stift vorsprachen, um Verwandte, Bekannte und Freundinnen unter den Stiftsdamen aufzusuchen. Auch saßen diese an schönen Tagen meist auf dem eigens dazu hoch über die Mauer hinausgebauten Altan im Klostergarten und musterten mit Blick und Wort die vorüberziehenden Fremden.

Vier Jahre nach den zuletzt erzählten Begebenheiten schritt eines Frühlingstages in der Mittagsstunde ein rüstiger Mann auf der Straße von Kopenhagen her. Ein dichter Bart hatte sich ihm um Kinn und Lippen gekraust, ein französischer Strohhut schützte ihn vor der Sonne, aber nichtsdestoweniger war sein schönes Gesicht braun gebrannt. Seine einfache Kleidung zeigte einen Seemann an, obgleich er, bis auf die feine, um seine Hüften gebundene Schärpe, kein Abzeichen eines Seeoffiziers weiter trug. Als er in die Nähe des Klosters kam, mäßigte er seine Schritte und betrachtete zuweilen sogar mit Aufmerksamkeit das Äußere des Gebäudes, die Mauer des Gartens und die Umgebung. Je näher er kam, desto langsamer ging er. Es war, als zaudere sein Fuß gerade am Ziel, als scheue er sich, die Hand nach dem Kleinode auszustrecken, nach dessen Besitz er

über Meere und Länder geeilt war, als bange ihm nun vor dem Augenblick, den er sich als Inbegriff höchster Erdenseligkeit geträumt hatte. Sinnend blieb er stehen, beide Hände auf den Reisetab gestützt, den er trug, und nur das lebendige Auge eilte von Giebel zu Giebel, von Fenster zu Fenster. Und doch schien es, als nehme er nicht sowohl Anteil an dem Klostergebäude selbst, als beschäftige sich vielmehr sein inneres Auge mit anderen Bildern, die, aus der Vergangenheit hervortretend, ihn mit der Hoffnung erfüllten, lang vergangene Freuden noch einmal zu genießen.

Endlich trat er an die Pforte, aber er zog nicht an der Glocke, vielmehr schweifte sein Auge die Straße weiter entlang bis zu den Schifferhütten der Überfahrt, und weiter hin über den Belt, und suchte am hohen Horizont die ferne, in Nebel gehüllte Insel Fünen. Es blieb demnach zweifelhaft, ob das Stift wirklich das Reiseziel des Wanderers war, oder aber, ob er, nur von einer flüchtigen Laune zu der Pforte hingezogen, seinen Stab späterhin noch weiter zu setzen gewillt war. Er lag im Kampf mit sich selbst und versank in tiefes Nachdenken. Sicherlich würde er noch lange darin verweilt und zur Öffnung der Pforte wahrscheinlich gar keine Anstalt gemacht haben, sondern nach einiger Zeit weiter des Wegs gezogen sein, wenn nicht plötzlich die Tür von innen geöffnet worden und eine freundliche Mädchen-gestalt herausgetreten wäre.

»Was steht Ihr hier, Mann?«, fragte die Jungfrau, mehr in schwedischer als dänischer Mundart. »Wollt Ihr zu einer der Stiftsdamen oder habt Ihr ein anderes Begehrt?«

Der Klang dieser Stimme kam dem Wanderer bekannt vor. Er suchte und fand mit scharfem Blick auch in dem Gesicht der Fragerin Züge, deren er sich erinnern zu müs-

sen glaubte. Aber er konnte nicht damit fertig werden und antwortete: »Wohnt hier ein Fräulein aus Kopenhagen, namens Friederike von Gabel?«

»Jesus Christus! Ihr seid es ja, Herr Kapitän Norcroß!«, rief das Mädchen und schlug die Hände zusammen. »Kennt Ihr mich denn nicht mehr, gnädiger Herr?«

»Ich habe dich wohl schon gesehen, dich auch reden hören, aber doch weiß ich nicht, wer du bist.«

»Ei, denkt nur an Euer Gefängnis auf dem Stockbau in Stockholm, an Euren alten Kerkermeister und dessen Tochter.«

»Ach, du bist Jane, das arme Kind. Wie aber, um des Himmels willen, kommst du aus Stockholm hier in diesen Winkel der Insel Seeland?«

»Ei, hat Euch denn Eure Frau nichts von mir erzählt?«

»Doch, doch, liebes Kind! Wie war es doch? Du kamst zu ihr, nachdem ich entflohen war, und sie behielt dich einige Zeit bei sich.«

»Ei freilich! Mein Vater hatte mich ja fortgejagt und mir streng befohlen, ich solle ihm nicht wieder vor die Augen kommen. Da fiel mir in meiner Herzensangst nichts weiter ein, als zu Eurer Frau zu laufen und sie um Hilfe anzuflehen. Da erfuhr ich denn auch, wer eigentlich Juel war und weshalb er sich in unser Haus gedrängt hatte, der Schelm! Aber lieb hatte er mich doch und ich bin ihm auch treu geblieben. Nun seht, als ich einige Zeit bei Eurer Frau gedient hatte, da kam ein vornehmes Fräulein aus Kopenhagen nach Stockholm - sie hatte wohl mancherlei da zu besichtigen - sie zu besuchen und kennenzulernen. Eure Frau kannte sie schon dem Namen nach, denn es war das Fräulein von Gabel. Sie wurden recht gute Freundinnen. Aber

was erzähle ich Euch bekannte Dinge? Eure Frau hat Euch gewiss das alles umständlicher mitgeteilt, als ich es zu tun vermag.«

»Ja, ich weiß es, liebe Jane. Das Fräulein blieb drei Wochen in Stockholm.«

»Und als sie abreiste, nahm sie mich mit sich, als ihre Dienerin; denn sie hatte großes Wohlgefallen an mir gefunden und wollte nicht, dass ich Euretwillen Übels leiden sollte. Ihr gingt auch gern mit ihr und hatte sie lieb. Was hatte ich denn auch in Stockholm zu verlieren? Juell war fort, und ich dachte mir, dass er niemals mehr nach Schweden reisen werde. Es hat mich nicht gereut, denn ich habe es gut bei dem Fräulein. Nach Jahr und Tag, als ihr Vater, der Herr Vizestatthalter, gestorben war, trat das Fräulein hier in den Stift als Ordensdame und nahm mich mit sich. Seht, Herr Kapitän, so bin ich hierher gekommen.«

»Und wie befindet sich das Fräulein?«, fragte Norcroß mit zitternder Stimme.

»Sie lebt still und zurückgezogen. Nur zu gewissen Zeiten, meist alle vier Wochen, hat sie ihren bösen Tag, da ist sie gerade wie toll. Entweder schließt sie sich den ganzen Tag in ihr Zimmer ein, aber dann hört man sie laut schreien und toben, sie wirft Tische und Stühle umher und schlägt um sich, als habe sie es mit dem bösen Feind zu tun und wolle sich denselben vom Leib abhalten, oder sie läuft am Ufer des Belts auf und ab, und niemand darf ihr in den Weg kommen, sonst traktiert sie die Leute mit Prügeln, die, weil das Fräulein gar stark ist, eben keinem gut schmecken. In diesem wahnwitzigen Zustand hört man sie oft Euren Namen rufen.«

»Meinen Namen?«, sprach Norcroß erschrocken, und als

das Mädchen bejahend nickte, fuhr er mit gefalteten Händen fort: »Dass sich Gott ihrer und meiner erbarme! Das ist es, was mich mit Geisterstimmen hierher ruft, was mich mit unsichtbaren, aber furchtbar starken Ketten hierher zieht.«

»Die übrigen Tage«, fuhr June fort, »ist sie ganz vernünftig, unterhält sich mit den anderen Stiftsdamen, arbeitet und erzählt mir aus ihrem Leben; und da spricht sie gern von Euch, Herr Kapitän.«

»O Gott!«, seufzte Norcroß.

»Nun, kommt nur herein. Die Damen sind eben noch bei Tisch. Ich will Euch auf ihr Zimmer führen und ihr eine heimliche Freude machen.« Mit diesen Worten zog Jane den Kapitän durch die Pforte und den Hof, die Treppe hinauf über eine Galerie hin und endlich in ein einfach-schönes Zimmer. Das Erste, was Norcroß erblickte, waren seine Kleider, welche er der Madame Kragelund, der gefälligen Kaffeewirtin im Wagen gelassen hatte, als er in dem von ihr erhaltenen Anzug floh. Er wunderte sich nicht wenig, wie diese Kleider, ein Schlafrock, eine Schärpe, ein Paar Matrosenbeinkleider, in das Zimmer einer Stiftsdame kamen, und doch trieb ihr Anblick ihm das Blut in größeren Wellen nach dem Herzen. Mit einem bänglichen Gefühl setzte er sich nieder. Jane war schon fort, ihrer Herrin den Besuch eines Fremden zu melden. Nicht lange darauf rauschte es draußen auf der Galerie, die Tür ging auf, und Friederike trat herein. Es war noch ihre hohe herrliche Gestalt, aber der Reiz der Jugend war aus ihren tiefgefurchten Zügen gewichen, die hehre Glut ihrer Augen war ein düsteres Feuer geworden.

»Norcroß!«, rief sie im Ton des Vorwurfs. Was hier in dieser abgeschiedenen Klausur? Treibt Euch Euer böser Geist

hierher?«

»Ich weiß nicht, ob mein böser oder guter«, versetzte er, »aber ein mächtiger Geist ist es, der mich in Ihre Nähe treibt, mein Fräulein, und dem ich unmöglich zu widerstehen vermag. Er lässt mir nicht Ruhe, nicht Rast, nicht Frieden, nicht Heiterkeit, er peitscht mich über Land und Meer, und wo irgendein stilles Glück mir blühen könnte, da jagt er mich von dannen und treibt mich in Not und Elend.«

»Armer Freund!«, seufzte Friederike.

»Nur in Ihrer Nähe verlässt er mich, nur wenn ich Ihre Augen sehe, ist mir wohl, und die Genien der Ruhe ziehen in meine Brust ein. Und dass es so sei und auch so sein müsse, habe ich stets gehnt und immer hat und eine Stimme zugeflüstert: Geh' zu ihr! Nur bei ihr kannst du ruhig und glücklich werden. Und da habe ich denn länger das Leben nicht ertragen können, von Ihnen getrennt, und ich bin gekommen, Sie wie eine Heilige anzuflehen. Erlauben Sie mir, dass ich von Zeit zu Zeit von Kopenhagen herüber zu Ihnen kommen und ein paar Stunden in Ihrer Nähe zu bringen darf. Ich bitte Sie um diese Gnade, wie ein bis auf den Tod hungriger Bettler um ein Stückchen Brot. Mein Leben hängt von Ihrer Gewährung meiner Bitte ab. Ich kann, ich kann nicht fern von Ihnen leben. Das Licht muss erlöschen, wenn es nicht dann und wann Öl aus Ihren Blicken, aus den lebendigen Worten ihres Mundes saugt, womit es seine Flamme nähre. Wollen Sie nun einen fremden Mann, der sein Leben von Ihnen erfleht, unerhört zurückweisen? Nein, das vermögen Sie nicht! Geschweige denn mich, Ihren Freund, Ihren Geliebten!«

»Schweig, Norcroß!«, rief Friederike mit abgewendetem Gesicht. »Woran wagt Ihr mich zu erinnern? Aber sagt, was

wollt Ihr in Kopenhagen? Euer Name ist dort verhasst, gebrandmarkt. Wollt Ihr Euch dem Beil des Henkers, dem Ihr in Schweden entgangen seid, leichtsinnig in Dänemark überliefern?«

»Niemand unter Ihnen weiß Bestimmtes über jenen Plan, der mir hier Verderben bringen könnte. Wenn auch damals manches davon in Dänemark verlautet ist, so ist man doch nirgends auf den rechten Grund gekommen und ich kann es überall dreist leugnen. Auch sind ja schon fast sechs Jahre verstrichen. Die Verhältnisse haben sich sehr geändert, sodass niemand mehr an jenen fabelhaften Plan denkt.«

»Ihr scheint Euch die Sache leichter vorzustellen, als sie mir vorkommt. Indessen angenommen, der beabsichtigte Prinzenraub wäre vergessen, was wollt Ihr in Dänemark?«

»Mein eigentlicher Zweck ist, in Ihrer Nähe zu sein, mein Nebenzweck, dänische Dienste zu nehmen, um mein und der meinen Leben fristen zu können; denn ich bin arm geworden und muss auf Erwerb denken.«

»Seid Ihr aber auch dessen so gewiss, dass Ihr dänische Dienste erhalten werdet?«

»Ich werde dem König einen großen Plan vorlegen, dessen Ausführung mich in Gunst und Brot und Ihre Nähe bringen wird.«

»Darf man diesen Plan erfahren?«

»Sobald ich zu dessen Ausführung eile. Verzeihen Sie mir, nicht eher.«

»Ich ehre Euer Schweigen. Wo leben jetzt Eure Frau und Euer Kind?«

»In Paris bei dem Herzog von Ormund, der, aus England vertrieben, in Frankreichs Hauptstadt sich aufhält.«

»Wie, war die Tochter des Herzogs von Ormund nicht

Eure Geliebte, wie Ihr einmal erzählet?«

»Die reizende Henrika war meine Geliebte und ist jetzt der Schutzgeist meines armen, verlassenen Weibes, meines halbverwaisten Kindes. Der Himmel segne sie dafür, wie sie es verdient!«

»Norcroß, ich werde Euch nicht anders zu mir zu kommen erlauben, als in Gesellschaft Eurer Frau. Habt Ihr also gewisse Aussichten auf Anstellung in Kopenhagen, und wünscht Ihr mich dann zuweilen zu sehen, wohlan, so lasst Eure Frau kommen. Sie ist meine Freundin geworden, als ich sie bei meiner, durch Familienangelegenheiten notwendig gewordenen Anwesenheit in Stockholm besuchte. Sie soll die Prinzessin Henrika von Ormund nicht hier vermissen. Schreibt ihr das.«

»Sie wird mit Freuden in Ihre wohltuende Nähe eilen, mein Fräulein; denn sie teilt die hohe und innige Achtung, die ich für Sie hege.«

»Sie ist ein treffliches Weib, und ich liebe sie sehr. Ihre reine, anspruchslose Seele hat niemals die Grenzen der Weiblichkeit um ein Haar breit überschritten. Wollte Gott, ich könnte dies von mir auch sagen!« Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie dort düstere Gedanken wegstreichen. Dann fuhr sie plötzlich, wie sich selbst bezwingend, fort: »Aber so erzählt mir doch etwas von Euren Schicksalen! Bis zu Eurer Flucht aus dem Gefängnis in Stockholm habe ich dieselben teils durch Eure Frau, teils durch meine Jane erfahren. Teilt mir mit, wie es Euch von jener Zeit an bis diese Stunde ergangen ist.«

»Ach, ich bin weit umher gewesen in diesen vier Jahren, das Glück - das heißt Ehre und Reichtum - hat mir mehrmals gelächelt, aber nicht Ruhe. Und was ist Glück ohne

Ruhe? Sonnenglut ohne kühlenden Schatten? Ruhe nur finde ich bei Ihnen, und in Ihrer Nähe wird mir das schönste Glück erblühen.«

»Erzählen Sie!«, unterbrach Friederike seine Expektorationen unwillig.

Norcroß in Frankreich und Russland

»Ich kam damals auf einem deutschen Schiff mit meinem Jungen nach Frankreich. Wir landeten im Hafen von Dünkirchen, und ich versäumte nicht, meinen Landsmann und alten Beschützer und Freund, den Herzog von Ormund, welcher seit einigen Jahren hier wohnte und viel Vertrieb mit dem in Bar-sur-Aube lebenden Prätendenten unterhielt, aufzusuchen und ihm meine Aufwartung zu machen. O Gott, wie empfing mich Henrica mit der alten Herzlichkeit! In meinem Herzen aber waren die Gluten erloschen, die sie einst angefacht hatte, das Feuer, das mich verzehrt, hat einer anderen Sonne ihr Dasein zu verdanken.

Der Herzog zeigte sich nicht minder gütig gegen mich als seine Tochter. Er drängte mir sogleich Wohnung und Unterhalt in seinem Hause auf; ich brauchte für nichts zu sorgen. Inzwischen war es mir doch unerträglich, untätig zu liegen, und überdies ängstigte mich die Sorge um die meinen, die ich den hämischen Angriffen meiner Feinde in Stockholm bloßgestellt wusste. Zu jener Zeit war der mississippische Handel in Frankreich sehr blühend. Alle französischen Häfen lagen voll von aus Amerika kommenden Schiffen, und die reiche Ladung brachte reichen Gewinn. Eine Menge mittelmäßiger Köpfe und sonst auch unbedeu-

tender Menschen, machte täglich ein großes, schier unglaubliches Glück. Der herbeiströmende Reichtum war unermesslich. Ich kannte alle die Vorteile und Kunstgriffe, welche damals im Schwung gingen, ich kannte die Schwäche des Grundes, auf welchen dieses Glück gebaut war. Obwohl ich niemals Neigung zum Handelswesen gehabt hatte, so entschloss ich mich doch, um nur etwas zu treiben und Geld zu verdienen, Anteil an der mississippiischen Handelsgesellschaft zu nehmen, und meiner Frau zu schreiben, dass sie unverzüglich nach Dünkirchen abreisen möchte. Allein der Herzog von Ormund, welcher über meine eigentliche Bestimmung im Klaren war, riet mir ernstlich von diesem Vorhaben ab und bat mich dringend, mich mit diesen Leuten nicht einzulassen, weil ich sonst des Ärgers und Verdrusses kein Ende finden und gewiss nur im Bösen von ihnen kommen würde. Der brave Prinz zeigte sich mir als ein wohlwollender Vater. Ich fand bald, dass er recht habe und sein Rat sehr gut gemeint sei, und ich folgte ihm.

Der Herzog tat mir vielmehr den Vorschlag, ein Orlogschiff der französischen Flotte zu führen, und versprach mir, sich dergestalt bei dem Herzog-Regenten für mich zu verwenden, dass mir ein solches nicht entgehen könne. Sei mir dies aber nicht gelegen, so möchte ich eine Bedienstung an seinem kleinen Hof annehmen und lebenslänglich bei ihm verbleiben.

Ich muss gestehen, weder das Eine noch das Andere stand mir an. Nur ein Gefühl durchflammte wie ein heiliges Feuer meine Brust. Es war das Bedürfnis der Rache an meinen Feinden in Schweden. Da nach den veränderten Umständen der Krieg zwischen Russland und Schweden

mit erneuter Heftigkeit und Erbitterung auszubrechen drohte, so ging mein ganzes Streben dahin, in russische Dienste zu kommen, damit ich Gelegenheit hätte, meine Racheplan auszuführen.«

»O, ich kenne das Gefühl unbefriedigter Rache«, sagte Friederike, »es nagt wie Gift an der Seele. Ich habe es empfunden.«

»Um jene Zeit ging der Herzog mit seinem Hofstaat wieder nach Paris. Dort betrieb ich durch den russischen Gesandten meine Angelegenheit, und hatte bald die Freude, zu erfahren, dass Hoffnung zu einer Anstellung beim neuen russischen Seewesen für mich vorhanden sei. Der Herzog widersetzte sich zwar meinem Vorhaben und fragte mich oft, was ich unter dieser wilden und ungeschliffenen Nation tun wolle. Aber ich ließ mich nicht davon abbringen.

Inzwischen war mein Entschluss und auch die Ursache desselben nicht unbekannt geblieben. Ich scheute mich auch gar nicht, meinen glühenden Hass gegen die Gewalthaber überall laut auszusprechen. Es war kein Wunder, dass man dem schwedischen Gesandten Sparre alles hinterbrachte. Dieser Mann bildete sich ein, es stände in seiner Macht, mich zu hindern, dass ich nicht in des Zaren Dienste trete, weil ich ein schwedischer Untertan sei. Er ließ mir dies mit mancherlei Drohungen zu wissen tun, die ich natürlicherweise verlachte und mit spitzigen Repliken erwiderte, sodass es zwischen uns zu großer Erbitterung kam. Da nun Sparre einsah, er werde nichts gegen mich ausrichten können, so steckte er sich hinter den englischen Gesandten in Paris und brachte ihn, in Betreff meiner, auf seine Seite. Dieser Letztere ließ mir einst sagen, er habe ge-

hört, dass ich Willens wäre, bei der spanischen Flotte Dienste zu nehmen. Er untersagte mir dies, kraft der Gewalt, die er über mich, als einen geborenen Untertan des Königs von Großbritannien, habe. Darauf antwortete ich, dass mir dergleichen niemals in den Sinn gekommen sei, selbst wenn ich es aber vorgehabt habe, so würde ich, als mein eigener Herr, niemand in der Welt darum befragt haben. Die Wirkung dieser Antwort hatte ich bald zu verspüren. Auf einem Spaziergang auf den Boulevards wurde ich in der Abenddämmerung von Häschern ergriffen und auf die Festung Fort l'Evêgue geschleppt. Dort erhielt ich ein elendes Loch zur Wohnung, aber die französische Höflichkeit erlaubte nicht, dass ich als ein Verbrecher gehalten würde, sondern als ein braver, rechtlich gesinnter Mann, der sich unter die List und Gewalt seiner Feinde schmiegen musste.

Einige Tage nach meiner Gefangennahme kam meine Frau mit meinem Sohn nach Paris. Auch ihr begegnete man überall mit Artigkeit, zuvorkommender Hochachtung, und - da mein Schicksal allgemein bekannt worden war - mit Mitleid, und trug ihr vielfach an, sich für mich zu verwenden. Sie ließ es auch nicht an Bitten und Vorstellungen fehlen. Die Teilnahme, welche sie fand, kam mir zu gute. Vor allem aber rastete der Herzog von Ormund nicht eher - und das vorzüglich auf Henricas Antrieb - bis er mir die Freiheit wieder verschafft hatte. Die Bosheit der Gesandten war vernichtet, sie mussten mich zu ihrem großen Ärger schon nach einigen Wochen wieder auf freiem Fuß sehen. Ich umarmte mein Frau in des Herzogs Haus, wo auch sie wohnte, und wir beide erhielten schöne Beweise der edelsten Freundschaft sowohl vom Herzog als auch von seiner

Tochter.

Aber nicht die Bitten und Tränen meiner Frau, nicht Henricas Bitten, nicht des Herzogs Vorstellungen, nichts in der Welt konnte mich jetzt vermögen, meinen Vorsatz, nach Russland zu gehen, aufzugeben. Die neue schwedische Niederträchtigkeit des Gesandten Sparre gegen mich hatte Öl in die Flamme meines Hasses und meiner Rache gegossen. Ich ließ Frau und Kind in Paris beim Herzog und empfahl sie dem Schutz des Allmächtigen. Ich selbst ging mit einem Schiff nach Petersburg. Der Zar Peter nahm mich sehr gnädig auf. Er erinnerte sich meiner sogleich von der Jagd her, wo ich das Vergnügen hatte, Sie, mein Fräulein, zuerst kennenzulernen, jener unvergesslichen Jagd, die der dänische Kronprinz dem russischen Zaren gab, und wo ich von fremdem Willen getrieben, der Sonne mich zuerst nahte, die mich nachher versengte.«

»Nur weiter! Wir wissen ja!«, sagte das Fräulein missmütig.

»Peter nimmt bekanntlich talentvolle Fremde gern in seine Dienste. Er schätzt sich glücklich, unter zwölfen einen brauchbaren Mann zu finden. Kaum hatte ich ihm meine bösen Schicksale in Schweden, nach Karls XII. Tode, erzählt, als er mir sogleich eine Kapitänsstelle bei der Flotte antrug. Diese Gnade machte mir viele Feinde, vorzüglich unter den Einheimischen. Aber die Gunst des Zaren und des Herzogs von Holstein, der mich von Schweden aus gut kannte und mir Beweise seiner Neigung zu mir gab, machte mich sicher.

Alle die Seeleute, welche sich durch meine schnelle Erhebung zurückgesetzt glaubten, und denen ich danach ein Dorn im Auge war, arbeiteten heimlich, mich zu verder-

ben, und versuchten den Vizeadmiral Gordin gegen mich aufzubringen. Dies war nicht schwer, denn er war ein Schotte von Geburt und glaubte schon deshalb alle geborenen Engländer ex officio hassen und verfolgen zu müssen. Hernach zogen sie aber auch alle Kapitäne und Kapitänlieutenants auf ihre Seite, welche geborene Dänen waren. Alle diese Leute mochte nicht leiden, dass ich ein Schiff vom ersten Range führte und beim Zar und seiner nächsten Umgebung freien Zutritt genoss, die sie doch nicht anders als nur mit Mühe sprechen konnten. Aber ich kann nicht leugnen, mein Name war vor mir in Rußland bekannt worden und der Zar brauchte keinen Menschen zu fragen, wer ich wäre und was ich früher getrieben habe. Er war wohl davon unterrichtet.

Zu dieser Zeit, nämlich im Herbst 1721, kam zu meinem Verdruss der Friede mit Schweden zustande. Alle meine Hoffnungen wurden dadurch vernichtet. Zwar hätte ich in einer glänzenden Lage in Russland bleiben können; denn als nach dem für ihn höchst vorteilhaften Nystädter Frieden mit Schweden der Zar den Titel als Kaiser und den Namen Peter der Große annahm, hätte es von meiner Seite nur eines Wortes bedurft, so wäre ich Kommandeur gewesen und hätte Haus und Landgut bekommen. Aber ich sah keine meinem Gemüt angemessene Beschäftigung für mich, und Ruhe oder ein friedliches Geschäft war mir unerträglich. Was sollte mir ein gemächliches Leben? Wen die Geister der Rache und leidenschaftlicher Liebe über die Erde jagen, dem zünden sie den Boden an, auf dem er ruhig hausen will.

Ich muss gestehen, ich fasste einen Widerwillen gegen den Zaren, als er sich selbst Peter den Großen nannte. Auch

schien mir es nicht ohne Grund, als ob er sich verwandelt habe. Wenigstens zeigte er sich nicht mehr gegen mich so leutselig wie zuvor, und ich musste Äußerungen von ihm hören, die ich an jedem Erdengott verabscheue. Ich nahm also ohne Weiteres meinen Abschied und reiste nach Frankreich zurück.«

Norcroß in England und Frankreich

»Kaum hatte ich wieder einige Wochen bei meiner Frau zugebracht, als mir von mehreren Seiten glänzende Anerbietungen gemacht wurden. Mein Name war wie ein Licht aus der Dunkelheit aufgetaucht, und in mehr als einem europäischen Kabinett war von mir die Rede. Früher schon, ehe ich nach Russland gegangen war, hatte mir der Kardinal Alberoni nicht allein große Summen bieten lassen, wenn ich in Dienst der spanischen Krone treten würde, sondern er ließ sie mir auch unverzüglich auszahlen. Noch glänzender waren die Versprechungen, die er mir nun machte, nachdem er durch Frankreichs Einfluss in Ungnade bei seinem König gefallen war. Dadurch wurde ich in den Stand gesetzt, ein eigenes Haus zu machen und brauchte nicht mehr von der Gnade des Herzogs von Ormund zu leben. Ich hatte viele Freunde und Bekannte in Paris, und täglich strömten Menschen bei mir ein und aus, die meine Bekanntschaft suchten.

Um diese Zeit erhielt ich zu meinem Erstaunen ein höflich abgefasstes Einladungsschreiben vom Haus der Lords in London mit den nötigen Sicherheitspässen zur Hin- und Rückreise. Das Oberparlament schrieb mir, man finde sich

bewogen, mir wegen meiner künftigen Bedienstung großmütige Vorschläge zu tun, die mir gewiss annehmbar sein würden. Es lag nicht im Plan des Kardinals Alberoni, mich damals gleich zu beschäftigen. Ich hatte, wie schon erwähnt, nicht Ruhe noch Rast in mir, sodann war ich auch curiös, zu erfahren, was die Herren, die stets meine Feinde gewesen waren, also umzustimmen vermocht hätte, und ihre Vorschläge zu hören, obwohl ich keinen derselben, sie mochten sein, welche sie wollten, annehmen konnte und mochte. Endlich war mir diese Gelegenheit erwünscht, mein Vaterland und meine Jugendfreunde wiederzusehen und mich nach dem Schicksal meiner Mutter zu erkundigen. Ich hatte ja die festeste Zusicherung einer völligen Sicherheit in Händen und ergriff die sich mir anbietende Gelegenheit mit Freuden, einmal nach England hinüber zu schwärmen. Es war Anfang Dezember, als ich nach London kam und mich vor das Haus der Pairs stellte. Ihr Anerbieten bestand in nichts Geringerem, als ihnen den Prätendenten lebendig in die Hände zu liefern. Durch ihre Spione hatten sie nämlich erfahren, dass ich mich je zuweilen sehr missfällig über diesen vorgeblichen Sohn Jakobs II. ausgesprochen hatte. Es ist wahr, ich hatte in der Hitze des Gesprächs über diesen Gegenstand jezuweilen Äußerungen getan, die dahin zielten, dass ich, Welch ein starker Anhänger an die Sache der Stuarts ich auch gewesen wäre, doch niemals mich für die Sache des Prätendenten erklären würde, und dass es mir überhaupt jetzt ganz gleichgültig sei, wer in England herrsche. Solche Worte waren nach London verlautet - denn ich war überall umlauert - und die Herren Lords gründeten Hoffnungen darauf, die ich zu rechtfertigen keineswegs gewillt war. Als ich ihnen meine Meinung

rund heraussagte, dass ich mich zur Ausführung ihres Planes niemals würde gebrauchen lassen, versuchten mich einige Lords erst durch Versprechungen, Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen zu gewinnen, danach aber durch Drohungen zu erschrecken. Ich blieb bei beiden standhaft. Im Begriff, London wieder zu verlassen, wo ich einige Wochen mit alten Bekannten gut gelebt hatte, erhielt ich plötzlich einen wunderlichen Besuch.

Miss Rosamunde Palmerston trat in mein Zimmer, freundlich wie die Maiensonne und angetan mit aller zusammengeborgten Liebenswürdigkeit. Ohne viel Umstände sprach sie von ihrer heftigen Leidenschaft zu mir, die sie früher zu Fehlgriffen veranlasst habe, die aber nun, sobald sie von meinem Aufenthalt in London vernommen, in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht sei. Ich möchte alles Geschehene vergessen und sowohl der Herr ihrer Person als auch ihres Vermögens werden. Man brauche ja, um glücklich zu sein, des ohnedies sehr albernen Ehebandes nicht, es sei sogar durch die Erfahrung hinlänglich bestätigt, dass die Ehe dem wahren Glück zweier in Liebe brennende Herzen hinderlich in den Weg trete. Die mir angeborene Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die ich selbst dem verworfensten Individuum gegenüber nicht verleugnen kann, erlaubte mir nicht, ihr so auf diesen Antrag zu antworten, wie die Unverschämtheit desselben verdient hätte. Ich sagte ihr bloß, dass meine Verhältnisse mich nötigten, England wieder zu verlassen. Darauf erwiderte sie, sie wolle mit mir reisen bis ans Ende der Welt. Sie verlange ja weiter nichts von mir, als nur in meiner Gesellschaft zu leben. Sie wolle sich ganz an meinen Willen binden usw. Ohne mich auf die Untersuchung einzulassen, wie wahr und aufrichtig diese

ausgesprochenen Gesinnungen sein möchten, dachte ich in jenem Augenblick nur an mich selbst und meine Liebe zu Ihnen, mein Fräulein, und erwog die Möglichkeit, dass ich über kurz oder lang in dem Fall sein möchte, um die Gunst Ihrer Gesellschaft betteln zu müssen, wie Rosamunde um die meine bettelte. Dieser Gedanke ließ mich alle Härte gegen sie vergessen. Ich sagte ihr, dass wir die Sache näher besprechen wollten, dass ich ihr einen Besuch machen werde, jetzt eben aber eine Vorstellung beim Minister habe, und so brachte ich sie glücklich fort. Eine Stunde darauf hatte ich London im Rücken und eilte nach Lancashire.

Nun komme ich an eine Szene, die ich Ihnen nicht rührend genug schildern kann. Ich sah nämlich meine Mutter wieder. Sie kannte mich nicht mehr, aber als ich mich zu erkennen gab, stürzte sie, außer sich vor Freude, mir an die Brust und herzte und küsste mich, wie sie dies vor zwanzig Jahren getan hatte. Sie sah gesund und wohl aus, stand im zweiundfünfzigsten Lebensjahr und konnte noch für eine angenehme Frau gelten. Der Wohlstand, in welchen sie durch ihre zweite Heirat gekommen war, hatte sie gut konserviert. Der alte Edelmann, ihr Gatte, ein guter beschränkter Mann, freute sich ebenfalls über meine Ankunft in seinem Haus und schätzte es sich für eine Ehre, mich anständig zu bewirten; denn der Ruhm meines Namens war bis in sein einsames Haus gedrungen. Ich musste ihm und meiner Mutter meine Schicksale erzählen, und ich fand an ihnen teilnehmende Zuhörer. Ich muss sagen, dass mir einige Tage in so reiner Glückseligkeit verstrichen, wie ich sie auf Erden wenig genossen habe. Es war mir in der Nähe der lieben Frau, die mich geboren und erzogen hatte, als schwiegen alle Stürme in meiner Brust, als wolle der lang

entbehrte Frieden im Sonnenglanz meines nun anbrechenden heiteren Lebenstages einziehen in meine Brust, um sie, die von so vielfachen Schmerzen zerrissen war, zu kühlen und zu heilen. Ich erzählte den Alten viel von meiner Frau und dem Knaben, den sie mir geboren hatte, und sie weinten Tränen der Freude, und meine Mutter sehnte sich, ihren Enkel zu umarmen. Mein Stiefvater tat mir den Vorschlag, mein Weib und Kind nach England kommen zu lassen und bei ihm zu wohnen. Er wolle mich an Kindes statt annehmen und zum Erben seines nicht unbeträchtlichen Vermögens einsetzen. Kaum war er mit seinem wohlgemeinten Antrag fertig, als es mir war, als seien plötzlich alle die entschlummerten Geister der Unruhe in mir aufgewacht und fingen an, mich mit erneuter Kraft zu quälen und von dannen zu treiben. Die gewaltige Sehnsucht nach Ihnen, Friederike, der Wunsch nach Rache an meinen Feinden in Schweden, stiegen wie Vampire aus ihren Gräbern, schälten sich aus dem Leichentuch, in welche sie das häusliche Glück und die mir durch mütterliche Liebe gewordene Zufriedenheit einiger Tage gehüllt hatten, und begannen ihre alte Kraft an mir auszuüben. Nichtsdestoweniger kam mir der Antrag meines Schwiegervaters so verlockend vor. Die aufrichtigen Tränen, womit meine Mutter mich beschwor, bei ihr zu bleiben, und der Trost, die Freude ihres Alters zu werden, rührten mich so sehr, dass ich ernstlich beschloss, mein wildes Gemüt zu bezwingen, ihrer Bitte zu willfahren und die meinen nach England kommen zu lassen. Ich dachte mir nun schon nicht anders, als dass ich in dem Land, in der Gegend mein Leben beschließen würde, wo es begonnen hatte. Und hatte sich denn nicht auch der Grund, welcher mich daraus vertrieben hatte, gehoben?

Zwar hielt ich den König Georg noch für einen Thronräuber, aber ich kannte keinen Menschen auf der Welt, der ein näheres Recht an die englische Krone gehabt hätte, als er. Das machte mich gegen die Regierung gleichgültig. Die Freude meiner Eltern über meinen Entschluss war groß. Ich machte schon Anstalten, meine Frau zu benachrichtigen und dem Kardinal Alberoni aufzusagen, da schickte der Präfekt der Landschaft in Manchester einen geheimen Boten an meinen Stiefvater - beide waren Freunde - mit dem gut gemeinten Wink, ich möchte mich so schnell wie möglich aus dem Staub machen, weil er dieser Tage bestimmt den Befehl erhalten werde, mich festzunehmen und gefangen in die Hauptstadt zu führen. Eine vornehme Dame habe dort Klage gegen mich erhoben, und da ich mich den Wünschen des Parlaments nicht gefügt hatte, so sei es um so geneigter, mich die Strenge des Gesetzes fühlen zu lassen. Das war wieder ein Gewitterschlag aus heiterem Himmel. Ich wusste wohl, woher er kam und er erinnerte mich noch zur rechten Zeit, dass ich nicht wagen dürfe, auf Erden an Ruhe und häuslich stilles Glück zu denken, sondern dass meine Bestimmung eine ganz andere sei, welcher gehorsam zu folgen ich mich denn auch ohne Weiteres anschickte, zumal ich von der Gerechtigkeit meiner Richter in London nicht viel zu erwarten hatte, die ja durch diese schöne Gelegenheit ein Häkchen erhalten hatten, wo sie mich mit einem Schein von Recht fassen, mir den Prozess machen und ihre Rache befriedigen konnten. Ich nahm von meinen erschrockenen Eltern Abschied. Meine Mutter zerfloss in Tränen, ihren schnell aufgefassten Lieblingsplan so unerwartet gestört zu sehen. Ich konnte ihr keinen Trost geben, ich war selbst tief erschüttert, und mit blutendem

Herzen gingen wir voneinander. In Liverpool bestieg ich ein französisches Schiff und entkam glücklich nach Frankreich. Hier fand ich neue Geldsummen und Briefe von Albroni, aber auch zugleich einen Brief vom König von Schweden. Er war von des Königs eigener Hand unterschrieben, mit dem Reichssiegel versehen und enthielt das Versprechen, dass ich in den Diensten des Königs gebraucht werden sollte, eine Sache von der größten Wichtigkeit auszuführen. Mein verlorenes Eigentum werde mir sogleich bei meiner Ankunft zurückgestellt werden, ich stehe unter des Königs Schutz und genieße vollkommene Sicherheit meiner Person und Güter, die mir durch dieses Dokument sowie durch die beiliegenden Pässe zugesichert und verbürgt seien. Ich war über ein solches Anerbieten nicht wenig verwundert, wie Sie sich denken können, doch hörte ich bald, dass sich gegen den allmächtigen Horn eine starke Gegenpartei gebildet habe, an deren Spitze der Graf Gullenborg stehe. Mir leuchtete ein, dass dies die schönste Gelegenheit sei, an meine Feinde an Ort und Stelle zu kommen. Überdies durfte ich mich ja auf das königliche Gelöbnis meiner Sicherheit verlassen. Ich dachte mit Wollust daran, mitten unter meine zähnefletschenden Gegner zu treten. Meine Frau wünschte selbst, wieder in ihrem Vaterland zu sein und in ihrem Geburtsort zu wohnen, an welchem ihr Herz hängt. Sie wollte aber nicht sogleich mit mir reisen, sondern erst abwarten, ob ich auch ein sicheres Auskommen in Schweden finden würde. Ich machte meine Anstalten, mit dem neuen Frühling dorthin zu reisen. Das Herumschwärmen gewährte mir ja allein noch Vergnügen. Das Geld aber achtete ich nicht, es war ja spanisches und leicht verdient. Aber es war, als sollte ich keinen Beschützer

behalten, denn kurz darauf erhielt ich die Nachricht von dem gänzlichen Sturz Alberonis. Er war eigentlich schon ein Jahr vorher durch die bekannte Laura Piscatori bei seinem König in Ungnade gefallen, wie Sie wohl wissen werden. Er hatte aber geglaubt, durch geschickte Ausführung eines großen Planes sich wieder hineinzusetzen, und diese Ausführung hatte er durch mich bewirken wollen und mich deshalb so fleißig unterstützt. Nun aber war alles aus und ich hatte auf nichts mehr zu rechnen. Deshalb wurde ich um so geneigter, auf die Vorschläge des Königs von Schweden einzugehen.

Das Anliegen des englischen Parlaments an mich war unterdessen in Paris auch bekannt geworden. Ich hatte dessen kein Hehl gehabt. Da hingen sich nun die Jakobiter scharnweise an mich und ließen sogar ein Tedeum für mich singen, dass ich ihnen ihren trefflichen Prätendenten nicht entführt habe. Ich verachtete ihren Abgott und sie, denn meist sind es feige, nichtsnutzige Menschen, die, trotz ihres Geschwätzes, doch niemals etwas für ihren vermeintlichen Königssohn tun. Wie der Herr, so die Knechte. Ich ließ das Volk gehen und schwieg, denn wenn ich auch die Wahrheit gesagt hätte, sie hätten mir nicht geglaubt und mich verketzert und verfolgt.«

Norcroß' Aussicht auf eine Königskrone

»Im April des vorigen Jahres reiste ich nach Schweden ab. In Stockholm angekommen, stellte ich mich vor den König, der mich freundlich aufnahm und mir eröffnete, dass ich dem Zuge der Auswanderer nach Madagaskar vorstehen

und dort eine bedeutende Charge bekleiden sollte. Dies war mir zu hören sehr erfreulich. Ich muss Ihnen aber auseinandersetzen, was es mit diesem Zuge für eine wunderliche Bewandtnis hatte.

Noch zu Lebzeiten des Königs Karl XII., und wenn ich nicht irre, zwei Jahre vor dem unglücklichen Ende dieses großen Monarchen, wandten sich die Besitzer von Madagascar an ihn, um ihm die Hoheit über diese große afrikanische Insel anzutragen und sich dafür seinen Schutz zu erbitten. Diese Besitzer aber waren nichts weiter, als eine Gesellschaft europäischer Freibeuter, Leute fast aus allen Nationen, welche Schifffahrt betreiben; die meisten Schweden und Dänen. König Karl verachtete ihren Antrag nicht ganz und dachte daran, ihnen ein von sich abhängiges Oberhaupt zu geben und sie bei demjenigen Eigentum zu schützen, welches sie durch ihre persönliche Tapferkeit erobert hatten. Der König hat sogar einmal flüchtig über die Madegassen mit mir gesprochen, gleich nachdem sie ihre Gesandtschaft an ihn geschickt hatten, und vielleicht war wohl gar in seiner nächsten Umgebung davon die Rede gewesen, dass ich zum Herrn und Fürsten von Madagascar geeignet sei. Etwas dergleichen lässt sich wohl aus dem mir gemachten Antrag seines Nachfolgers schließen. Als die Sache wieder aufgegriffen wurde, hatte sich gewiss dieser und jener von den Großen des Reiches an den Plan des Königs Karl erinnert. Dadurch war auch ich den Leuten wieder ins Gedächtnis gekommen, und aus diesem Umstand ist das gnädige Handschreiben des Königs Friedrich zu erklären. Durch seine anderen großen Pläne und letzten Kriege war König Karls Blick ganz von Madagaskar abgezogen worden, die hilflosen Leute hatten sich also an Dänemark,

Schutz flehend, gewendet, und hier war es vorzüglich ein Mann, den sie für sich zu gewinnen wussten. Sie kennen ihn, mein Fräulein, es war der ehemalige französische Generalpächter Jean Henri Huguëtan, der nunmehrige Graf Gyldenstern, Ritter des Danebrogordens und Günstling des Königs von Dänemark. Durch diesen Mann suchten sie auf den König zu wirken, welchem sie die Oberhoheit über Madagaskar und die ihnen ebenfalls gehörige Insel St. Maria antrugen, ihm Tribut zu geben versprachen und begeherten, dass er sie dafür mit zwei Fregatten verteidige. Allein der stolze König dieses Landes war nicht so klug und weitsehend wie der Schwede Karl. Er wollte mit Leuten nichts zu tun haben, die von allen europäischen Nationen verachtet würden, und schlug ihr Gesuch ab. Nach König Karls Tod wandten sie sich nun an den neuen Schwedenkönig. Die Gyldenborg'sche Partei stimmte für die Unternehmung. Sie hielt die Insel für einen herrlichen Ort, Leute dort aufzubewahren, die ihr zuwider seien. Sie vermochte auch den König, an mich zu schreiben. Die Horn'sche Partei war dagegen, und als ich nach Stockholm kam, wogte der Kumpf beider Parteien hin und her. Der schwache König war heute gyldenborgisch gesinnt und den andern Tag hornisch. Hunderterlei andere Dinge, die für Schweden weit wichtiger waren als Madagaskar, waren ebenfalls zwischen den Parteien streitig, und diese Nebensache wurde über den steten Streit vergessen. Die Horner mochten den König wohl auch wieder herumgekriegt haben. Kurz, ich lag bis Ende des vorigen Jahres, neun ganze Monate, in Stockholm und am Ende wurde doch nichts daraus. Gewiss würde ich viel eher wieder abgereist sein, wenn ich nicht die Idee eines Zugs nach Madagaskar mit ganzer Seele er-

grissen hätte. Es war mein höchstes Verlangen, das Ziel aller meiner Wünsche, der König jener herrlichen Insel zu sein. Überdies hatte ich nicht die geringste Aussicht auf ein Unterkommen.

Alberonis Geld ging stark zur Neige, und ich erhielt von einigen Gönnern in Stockholm nichts als die schönsten Vertröstungen. Der Graf Gyllenborg selbst sprach mehrere Male mit mir darüber und bat mich, noch Geduld zu haben. Er werde den Zug doch durchsetzen; aber er setzte nichts durch. Dies machte mich höchst missmuthig. Auch hatte ich noch andere Verdrießlichkeiten mit meinen Feinden, an denen mir niemals Gelegenheit ward, mich so recht nach der glühenden Begierde meines Herzens zu rächen. Der alte wütende Menschenhass erwachte wieder in meiner Brust. Ich hätte das Weltmeer vergiften mögen.

Im Sommer kam auch der Schiffer Früß aus Kopenhagen zu mir nach Stockholm, der während meiner Gefangenschaft auf dem Holm in Kopenhagen mein gütiger Schließer und Oberprofoss gewesen war. Es war späterhin Gott weiß durch welchen Zufall oder Umstand, bekannt geworden, dass ich Norcroß gewesen sei. Früß war sehr hart bestraft und seines Dienstes entsetzt worden. Die gefällige Madame Kragenlund, die mir fortgeholfen, hatte ebenfalls eine bedeutende Geldstrafe erleiden müssen.«

»Ihr habe ihr dieselbe ersetzt«, fiel hier Friederike ein. »Ich konnte nicht zugeben, dass Euretwegen jemand zu Schaden komme. Auch der alte versoffene Früß hat Unterstützungen von mir erhalten. Freilich zu seinem Dienst konnte ich ihn nicht wieder verhelfen, den er auch mit Recht verloren hatte und zu welchem er gänzlich untauglich war. Die Kaffeewirtin hat mir für die Strafgeder Eure

Kleider ausgeliefert, denn als sie hörte, dass Ihr schon beweibt seid, wollte sie nichts mehr von Euch wissen, selbst Eure Kleider nicht sehen. Auch kann ich Euch sagen, wie Euer wahrer Name bekannt geworden war. Einer Eurer Mitgefangenen hatte Euch gekannt und später, als Ihr entwischt wart, verraten, wer Ihr eigentlich gewesen seid.«

»Früß hielt sich an mich«, fuhr Norcroß fort, »und hatte guten Grund dazu, denn er hatte mich in meiner Gefangenschaft ausnehmend wohl behandelt und ich ihn durch meine Flucht von Dienst und Brot gebracht. Es ging mir zu Herzen, dass ich ihn in seinem Alter in einem so erbarungswürdigen Zustand sehen musste. Damit ich ihm zu etwas behilflich sein möchte, denn ich selbst konnte ihm nicht viel geben, so ging ich mit ihm zum Obersten der königlichen Trabanten und bat denselben, dass er diesem unglücklichen alten Mann erlauben möchte, einmal früh morgens mit mir zum König zu gehen. Der Oberstlieutenant Bourmann, der anderen gern diente, wenn es in seiner Macht stand, gab hierzu die Erlaubnis, und ich nahm Früß mit mir in des Königs Gemach. Der König begegnete ihm freundlich und ließ sich sein Unglück erzählen. Indem trat der Graf Löwenhaupt, einer meiner Gegner, herein. Da war nun niemand weiter als genannter Oberstlieutenant Bourmann zugegen und ich. Der Graf nahm den König beim Arm und führte ihn ins nächste Zimmer, woraus ich nicht viel Gutes für Früß und mich ahnte. Wenige Minuten darauf kam er allein zurück und sagte zu mir mit zornigem Gesicht, wie ich mich unterstehen könne, solch einen Mann wie den Schiffer Früß vor die Augen eines Königs zu bringen. Ihr hatte eine derbe Antwort gleich bei der Hand, aber er wollte sie nicht hören und verließ uns augenblicklich.

Früß war sehr niedergeschlagen über den schlechten Zustand seiner Sachen und ich verwirrt über des Grafen impertinentes Betragen. Ihr versuchte Früß zu trösten und versprach ihm, alles für ihn zu tun, was in meinen Kräften stehe. Ich lief also gleich zum General Arnold, dänischen Gesandten in Stockholm, und bat ihn dringend, dass er doch seinem unglücklichen Landsmann helfen möchte. Der General sagte, dass er nichts für ihn tun könne. Darauf erwiderte ich, dass ihm Unrecht geschehen sei, und gab mich selbst als den Flüchtling zu erkennen, um dessentwillen Früß ins Elend gekommen sei. Ihr erzählte den Verlauf der Sache, der Wahrheit gemäß, und vermeldete zugleich, dass ich jener Kapitän Nocroß wäre, welchen man, da der Krieg noch währte, in Verdacht gehabt habe, dass er den Kronprinzen von Dänemark habe rauben wollen. Ich hielt dafür, dass die Falschheit dieses Verdachtes nunmehr genugsam zutage liege. Da ich zeither von der heftigen Sehnsucht gequält wurde, in Ihrer Nähe zu leben, mein Fräulein, so fragte ich den sich mir sehr freundlich zeigenden General, ob ich wohl mit Sicherheit nach Dänemark reisen könne, um des Königs Majestät einen höchst wichtigen Vorschlag zu unterbreiten, welcher durch mich leicht ausgeführt werden könne, und zu welchem der König das Vermögen in Händen habe.

Er antwortete hierauf: ›Ich setze meines Königs und meine eigene Ehre zum Pfand, dass Sie in Dänemark sicher sein sollen. Niemand in unserem Land soll die Macht haben, Ihnen ein Leid zuzufügen.‹ Ich redete noch viel mit dem General darüber, und er munterte mich zu meinem Unternehmen auf. Ich fühlte auch in meinem Inneren, dass ich bald etwas Tüchtiges tun müsse, wenn ich nicht ganz

mit mir selbst zerfallen sollte. Was es nun auch und mer sei, es musste einen großen Charakter haben. Meine Seele war in Nacht und Hass gehüllt.

Nach einiger Zeit hielt ich beim König von Schweden um einen Reisepass an, und gab vor, da aus dem Zug nach Madagaskar doch nichts würde, nach England hinüber zu gehen. Der König, um sein an mir begangenes Unrecht wieder gut zu machen, war so gnädig, mir außer dem Pass noch einen Brief an den König von Großbritannien mitzugeben, von welchem ich freilich keinen Gebrauch machen konnte. Meine Abreise verzog sich aber bis zu diesem Frühjahr. Der General Arnold, der mir unterdessen sehr gewogen geworden war, gab mir einen Brief an Ihren Bruder mit, mein Fräulein, an den Vizeadmiral und Kammerherrn von Gabel.«

»Da seid Ihr freilich an den Rechten adressiert worden«, sagte Friederike mit Spott.

»Ihr kam nach Kopenhagen, es sind nun drei Wochen, und verfügte mich sogleich zum Kammerherrn und Vizeadmiral von Gabel. Er empfing mich freundlich und bekräftigte, was mir General Arnold versprochen hatte. Überdies fügte er noch das eigene Versprechen hinzu, dass er mir, meinem Gesuch zufolge, Gelegenheit verschaffen wollte, den König zu sprechen.«

»Traut ihm nicht, Norcroß!«, warnte Friederike. »Es giebt keinen falscheren Menschen als meinen Bruder. Er weiß, dass Ihr derselbe seid, der mich vor sieben Jahren raubte, und wird Euch das nie verzeihen, sondern vielmehr heimlich an Euerm Untergang arbeiten. Doch weiter!«

»Ich wartete dem Kammerherrn zu verschiedenen Malen auf und erwartete jedes Mal, das mir verheißene Glück zu

genießen. Aber es kam nicht dazu, und er machte hunderterlei Ausflüchte. Vielmehr versuchte er von mir herauszulocken, welchen Vorschlag ich dem König gab; aber ich sagte ihm nichts. Auch andere versuchten an mir zu forschen, doch ebenso vergeblich. Zuletzt stellte ich dem Kammerherrn vor, dass ich wenig Geld mit nach Kopenhagen gebracht hatte, und nicht willens wäre, mich hier in Schulden zu setzen. Er möchte mir also rein heraus sagen, ob ich Hoffnung haben könnte oder nicht. Er versetzte: ›Eure Unkosten sollen Euch nicht nur wieder erstattet werden, sondern Ihr sollt noch überdies eine ansehnliche Belohnung für Euren guten Willen erhalten.‹ Hierauf stellte ich dem Kammerherrn vor, dass ich ganz zuverlässig wäre benachrichtigt worden, dass mich Spione umgingen, dass ich also nicht länger in Kopenhagen bleiben könne, indem es mir schaden würde, wenn zu jedermanns Wissen käme, ich führe etwas Großes im Schilde, ehe ich mit meinem Anschlag so weit gekommen wäre, dass es in niemandes Macht mehr stünde, denselben zunichtezumachen. Ich wäre also gesonnen, als ein Reisender nach Helsingoer zu gehen. Sollte etwas vorkommen, so möchte er mir es wissen lassen; wo nicht, so würde ich Dänemark wieder verlassen. Eigentlich lag mir weniger daran, nach Helsingoer zu gehen, als nur ohne Aussehen aus Kopenhagen und zu Ihnen zu kommen, Friederike. Ich hatte ausgekundschaftet, wo Sie lebten, als ich Sie zu meinem Schrecken nicht mehr in Kopenhagen fand. Es trieb mich mit Allgewalt fort. Ich musste Sie sehen, Sie sprechen. Mein heißester Wunsch ist erfüllt, mag nun werden, was da will. Ich habe den Wagen halben Wegs verlassen. Er fuhr nach Helsingoer, ich aber bin zu Fuß hierher gewandert. Hier bin ich und flehe um

Gnade.«

»Ich fürchte, Norcroß, Ihr habt sehr unbesonnen gehandelt, dass Ihr Euch in ein Land gewagt habt, wo Euer nichts Gutes warten kann. Seid versichert, dass jeder Eurer Schritte belauert wird. Man hat auch mich in Verdacht gehabt, aber mit Blick und Wort habe ich sie niedergeschmettert, die Feiglinge. Jetzt wagt sich keiner mehr an mich. Aber Euch kann es um so eher Verderben bringen, wenn sie erfahren, dass Ihr in irgendeinem Verhältnis zu mir steht.«

»Ich fürchte nichts, wenn ich Ihnen nahe sein darf. Mein gefährlichster Feind ist der in meiner Brust. Und dieser ist geschlagen und besiegt, und liegt ohnmächtig, gefesselt von der Gewalt Ihrer Blicke.«

»Ihr habt nicht wohlgetan, Kapitän. Wir hatten auf ewig Abschied genommen. Wir hätten uns nicht wiedersehen sollen. Nun habt Ihr die unterirdischen Geister beschworen, wundert Euch nicht, wenn sie heraufsteigen und Euch mit Rabenflug umkreisen. Mir bangt vor Euch! Mein eigener Bruder wird Euch verderben. Hört meinen Rat. Flieht eilig aus diesem Land, wo Euch niemals ein Glück blühen kann.«

»Nur mit dir, Friederike!«, rief Norcroß und stürzte zu ihren Füßen.

»Seid Ihr rasend? Denkt an Frau und Kind!« »Mag mich der Tod hier treffen! In Ihrer Nähe sterben wird mir Wonne sein.«

»Armer Unglücklicher!«, sagte Friederike, beugte sich und drückte ihm einen Kuss auf die Stirn.

Norcroß' verwegene Vorschläge

Der Kanzleirat Bredal wurde in des Kronprinzen Zimmer geführt. Der Kammerherr Gerd von Raben und der Kammerherr von Gabel waren bei dem Königssohn schon zugegen.

»Was habt Ihr mit dem verwegenen Menschen ausgerichtet?«, fragte die Hoffnung Dänemarks.

»Er ist nicht in die Schlinge gegangen, Königliche Hoheit«, versetzte der Kanzleirat mit devotem Bückling und Lächeln. »Zwar traf ich ihn in Helsingoer, allein er versicherte, dass er die Stadt nicht verlassen würde, wenn er nicht das schriftliche Versprechen des Herrn Kammerherrn von Gabel sähe, dass er mit des Königs Majestät würde reden können.«

»Nun, so gib ihm das Versprechen, Gabel, und wenn er kommt, nehmen wir ihn beim Kopf«, sagte der Kronprinz phlegmatisch.

»Dies geht unmöglich, Königliche Hoheit. Ein solches Verfahren würde General Arnold nicht gutheißen und seinen Posten gewiss augenblicklich niederlegen, denn Arnold gab dem Norcroß das Versprechen der Sicherheit und setzte ihm des Königs und seine Ehre ein, und Arnolds Wort muss sogar einem Freibeuter gehalten werden. Solange Norcroß nicht freiwillig ins Gefängnis geht, dürfen wir ihm kein Haar krümmen.«

»Ihr müsst Eure Sache sehr unklug angefangen haben, Bredal!«, ließ der Kronprinz diesen an.

»Ew. Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich tat alles, was in eines Mannes Kräften steht, um ihn zu bewegen, dass er nach Bornholm sich freiwillig in Arrest verfügen

möchte. Ihr gab vor, es solle so bloß eine Spiegelfechterei sein, um die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn zu ziehen. Er werde dadurch seinen Zweck jedenfalls schneller und sicherer erreichen, als wenn er sich auf das ungewisse Warten lege. Ich zeigte mich ihm als sein innigster und teilnehmendster Freund. Ich gab ihm Geld, zog mit ihm umher, machte ihn auf alle Weise treuherzig. Aber so oft ich mit meinem Antrag herausrückte, wies er denselben entschieden zurück.«

»Auch den Vorschlag, welchen er meinem königlichen Vater tun will, habt Ihr nicht von ihm herausgelockt?«

»Ihr bedauere! Aber Norcroß ist schlau und gibt die Sache für ein Geheimnis aus, das er nur des Königs Majestät entdecken könne. Das Einzige, was ich von ihm erfahren habe, ist, dass er schon einige Male im königlichen Frauenstift beim Fräulein Friederike von Gabel, des Herrn Kammerherrn Schwester, gewesen ist.«

»Hallo!«, platzte jetzt der Kammerherr von Raben heraus. »Lasst den Schurken niederschießen oder ich vergreife mich mit eigener Hand an ihm.«

»General Arnolds Wort muss in allen Fällen heiliggehalten werden«, versetzte Gabel. »Nicht dieses Schuftes wegen, der meine Familie in Schande bringt, sondern des Generals wegen. Wir können nichts tun, als den gefährlichen Freibeuter so schnell wie möglich aus dem Land schaffen.«

»Nicht eher, bis wir wissen, was er dem König sagen will«, bemerkte der Kronprinz.

»Das können wir leicht erfahren«, versicherte Gabel, »ohne des Königs Majestät mit diesem Erzspitzbuben zur Last zu fallen.«

»Wieso?«, fragte der Kronprinz.

»Wir lassen einen von Eurer Hoheit Lakaien die Person des Königs vorstellen. Wenn es etwas Erhebliches ist, so können wir es nachher immer ausführen. Außerdem muss er sogleich das Land räumen.«

»So soll es geschehen!«, fügte der Kronprinz. »Dabei haben wir auch noch ein kleines Vergnügen. Schreibt ihm nach Helsingoer, dass er sich sogleich hierher verfügen soll.«

»Wie Ew. Königliche Hoheit befehlen«, erwiderte der Kammerherr sich verbeugend und ging.

»Pfui über die Gabel!«, rief Raben, als der Bruder seiner ehemaligen Braut fort war. »Mich zu verschmähen und sich mit einem Freibeuter, einem Seeräuber abzugeben, mit einem gemeinen, verworfenen Menschen. Pfui! Jetzt rächt sich ihr Stolz fürchterlich an ihr. Einen Seeräuber einem Kammerherrn vorzuziehen! Pfui!«

»Tröste dich, Raben, du hast nicht allein einen Korb von ihr erhalten. Und wenn Norcroß wirklich jener Engländer ist, der sie uns einmal auf so originelle Weise von der Jagd nach Stockholm entführte, fürwahr, so ist ihr Geschmack so übel eben nicht.«

Aber trotz des Kronprinzen Tröstung rief der Kammerherr und Geheimrat: »Pfui!«

Und er ging und traf seine Anstalten, um auf seine eigene Faust eine kleine Privatrache an Norcroß zu nehmen.

Sobald dieser nämlich auf Gabels Einladung nach Kopenhagen gekommen war, in der Hoffnung, den König zu sprechen, ließ ihn Raben mit seinen Kreaturen umgeben und hintertrieb es beim Kronprinzen so lange wie möglich, dass die besprochene Komödie nicht gespielt wurde. In eigener Person verfügte er sich auf das Kasseehaus der Frau

Kragenlund, von deren Handel mit Norcroß er gehört hatte. Er ließ sich sogar herab, dieser Frau den Hof zu machen, alles, um sie zu einer Klage gegen Norcroß aufzuhetzen. Nun hatte Frau Kragenlund aber nicht den geringsten Rechtsgrund zu einer solchen Klage, denn die Strafgelder hatte sie vom Fräulein von Gabel zurückerhalten, und wegen eines gebrochenen Eheversprechens konnte sie wiederum nichts anhängig machen, weil sowohl sie als auch er verheiratet waren. Inzwischen brachte Raben mithilfe anderer Schlauköpfe doch etwas heraus. Sie sollte ihn verklagen, dass er ihr einige Pretiosen gestohlen habe. Ehe es aber dazu kam, ging geraume Zeit hin, und Raben versuchte unterdessen andere Wege, Norcroß etwas anzuhängen. Er beauftragte seine Leute, sich auf Gassen und Plätzen, in Wirtshäusern und im Hafen an den Kaperkapitän zu drängen, ihn durch ein gastfreies Benehmen für sich zu gewinnen und ihn zu verleiten, dass er sich irgend heftige Äußerungen über die Könige von Dänemark, Schweden und England erlaube oder sonst eine Unvorsichtigkeit begehe, die ihn den Händen der Polizei überliefere.

Aber obgleich Norcroß wegen Geldmangel die Freigebigkeit seiner Gesellschafter benutzte, so war er doch so schlau, die Schlingen, die ihm gelegt wurden, zu bemerken, und benahm sich so pfiffig, dass er den König lobte und herausstrich, wenn die anderen schimpften, dass er alles entschuldigte, was die anderen tadelten. Kurz, er wusste sich stets so gut zu salvieren und andere Erbärmlichkeiten mit Mut und Unerschrockenheit abzuweisen, dass alle ihn umgebenden Schufte vor seinen Pistolen ebenso großen Respekt bekamen wie vor seiner Schlaueit.

Norcroß hatte endlich dem Kammerherrn von Gabel er-

klärt, er werde abreisen, wenn sein Gesuch nicht gefördert werde. Da schritt der Kronprinz mit seinem Anhang dazu, den schlaun Kaperkapitän zu betrügen.

Eines Morgens wurde ein Diener des Kronprinzen, welcher in der Gestalt mit dem König einige Ähnlichkeit hatte, herausgeputzt und instruiert, was man um so eher wagen konnte, da man durch den Kanzleirat Bredal herausgebracht hatte, dass Norcroß den König noch nie gesehen hatte. Es versammelte sich eine Anzahl vertrauter Hofleute von des Kronprinzen Anhang, um dem Lustspiel beizuwohnen und zu erfahren, was der weltberühmte Freibeuter Wichtiges zu entdecken habe.

Hierauf schickte Gabel seinen Diener zu Norcroß, um ihn schleunigst holen zu lassen. Dieser war eben im Begriff abzureisen, er wollte noch einmal zu Friederike, den Stern seines Lebens, um aus den Strahlen desselben Stärke zu trinken. Er wollte sie bitten, sich seiner Frau und seines Kindes anzunehmen, welchen er auf Friederikes Begehren nach Frankreich geschrieben hatte, dass sie nach Dänemark kommen sollten, damit, wenn er fort sei, um sich ein Glück zu suchen, die seinen nicht dem Mangel und dem Elend preisgegeben sein möchten. Er wollte ihr seine hilflose Lage offen darlegen, wie man dem Herzensfreund zu tun pflegt, und dann wieder fort nach Frankreich reisen, wo er immer noch seine besten Freunde wusste.

Allein Gabels Bote, welcher ihm sagte, des Königs Majestät ließe ihn befehlen, sogleich vor Höchstdenselben zu kommen, indem der König mit ihm sprechen wolle, änderte seinen Vorsatz. Wenn der Mensch an der Ausführung eines notgedrungenen, entscheidenden Planes steht und eine zufällige Einwirkung von außen, gerade im letzten Augen-

blick der Wahl, ihm irgendeine günstige Aussicht auf ein besseres Glück gibt, so ist er leicht geneigt, diese Einwirkung für eine göttliche Fügung zu halten, und wähnt darin die Erfüllung aller seiner Wünsche, das Ziel all seines Strebens zu sehen. Er vertraut blindlings auf die Unfehlbarkeit der Bestimmung des Schicksals und gibt sich den süßesten Hoffnungen hin.

So erging es jetzt dem sonst so misstrauischen und vorsichtigen Norcroß. Er träumte plötzlich goldene Tage und schmeichelte sich nicht allein, sein eigenes Glück auf feste Grundlagen zu bringen, sondern auch anderen wieder aufhelfen zu können. Sein dankbares Herz dachte an den alten verlassenen Schiffer Früß in Stockholm. Und augenblicklich schickte er nach einem Schreiber, um eine Bittschrift zu Früßs Gunsten an den König aufsetzen zu lassen. Hiermit verstrich einige Zeit, und die lustige Gesellschaft des Kronprinzen glaubte schon, Norcroß habe etwas von dem Handel gemerkt und werde nicht kommen. Schnell wurde also der Kanzleirat Bredal abgeordnet und erhielt sogar einen Wagen des Kronprinzen, mit dem Befehl, den Kaperkapitän durchaus mitzubringen. Norcroß war eben noch mit dem Schreiber beschäftigt, und staunte nicht wenig, dass man seiner jetzt so pressiert verlange, da er doch früher so lange vergeblich um eine Audienz gebeten habe, und ihm nun sogar noch einen königlichen Wagen schicke. Dieser Umstand machte ihn stutzig, aber er konnte seinen Argwohn unmöglich aussprechen und überhaupt nichts tun, als mitfahren. Der Wagen hielt im königlichen Schloss vor der Wohnung des Kammerherrn von Gabel. Norcroß wurde von Bredal hineingeführt. Eine Anzahl Hofherren war hier versammelt, welche den berühmten Freibeuter mit

dreist-neugierigen Blicken betrachteten. Gabel empfing den Kaperkapitän mit gewohnter glatter Freundlichkeit, führte ihn in ein Nebenzimmer und sagte zu ihm: »Kapitän, unser König verlangt mit Euch zu sprechen. Ihr bitte Euch deswegen, dass Ihr die Wahrheit vor Sr. Majestät aussagen wollt. Ihr könnt es ohne Furcht tun, denn er ist sehr gnädig und wird Euch ohne die wichtigsten Ursachen seinen Zorn nicht fühlen lassen.«

»Wenn ich vor gekrönten Häuption stehe«, versetzte Norcroß, so verbietet mir die Ehrfurcht, etwas anders als die strengste Wahrheit zu sagen. Aber wenn ich mit anderen spreche, so sage ich nicht alles, was ich weiß, sondern nur das, was ich ohne meinen Nachteil entdecken kann. Denn wenn ich Dinge von Wichtigkeit einem offenbaren wollte, der sie zu wissen verlangt, so würde ich unvorsichtig handeln und verdiente all die schlimmen Folgen, die daraus notwendig entstehen müssen. Könige allein haben das Recht, einen Blick in das Innerste meines Herzens zu tun. Jedoch bitte ich Ew. Excellenz, dass Sie zugegen sein wollen, wenn ich mit Sr. Majestät rede, und alles anhören, was ich sagen werde, aber mit dem Beding, dass Sie es keinem einzigen Menschen entdecken.«

»Dessen mögt Ihr versichert sein!«, sagte der Kammerherr.

»Ferner habe ich noch zu erinnern, dass, wofern Se. Majestät meinen Anschlag verwerfen sollte, alles für tot und nichtig angesehen werden muss, und gleichsam als wäre niemals davon die Rede gewesen. Wenn hingegen mein Vorschlag gutgeheißten und für nützlich und tunlich angenommen wird, und ich in die Lage gesetzt werde, denselben auszuführen, so gelobe ich Ew. Excellenz, dass meine

Erkenntlichkeit gegen Sie jederzeit Ihrer mir geleisteten Gefälligkeit angemessen sein wird.«

»Es ist schon gut, Kapitän«, versetzte der Kammerherr lächelnd, »wir wissen, dass Ihr ein ehrlicher Mann seid.«

Hierauf wurde Norcroß von einigen der anwesenden Herren im Schloss weiter zu den angeblich königlichen Zimmern geführt. Gabel ging voraus, die andern folgten. Man machte ihm endlich weiß, er befinde sich im Antichambre des Königs. Es war aber das des Kronprinzen. Gabel ging in das innere Gemach. Nach einigen Minuten wurde Norcroß hineingeführt. Die hinteren Thüren standen auf und dorthin hatte sich der Kronprinz mit seiner Gesellschaft versteckt. Der Diener, welcher den König spielte, war gut angeputzt, aber der Mensch erschrak vor des Kapertkapitäns unerschrockenem Ansehen, vor dem kühnen Blick des feurigen Auges, welches den Kampf der Elemente auf dem empörten Meer und das Feuer der Seeschlacht mit Ruhe zu überschauen gewohnt war. Der schlechte Schauspieler hatte, von seiner eigenen Nichtigkeit, einem solchen Mann gegenüber, plötzlich erfaßt, eine Anwandlung von Scheu. Norcroß schien ihn auch gar nicht zu beachten, sondern ging gerade auf den Kammerherrn von Gabel los.

»Dies ist Se. Majestät der König!«, sagte dieser auf den erschrockenen Diener deutend und diesen mit einem Blick befehlend, dass er besser in seiner Rolle ausharre. Norcroß betrachtete den vermeintlichen König verwundert und zweifelhaft. Der Gedanke an Betrug fuhr ihm durch die Seele.

Auf einen zweiten gebieterischen Blick des Kammerherrn begann der Pseudokönig mit unsicherer Stimme: »Ihr habt Unseren Pardon und königliche Gnade.«

»Ich erkenne Ew. Majestät Großmut in tiefster Ehrfurcht an«, versetzte Norcroß, über diese Anrede verduzt. »Was in dem letzten Krieg zwischen Ew. Majestät und des höchstseligen Königs von Schweden Majestät, dessen verpflichteter Diener ich war und welchem ich in allen, den Krieg angehenden Befehlen, unbedingt Folge zu leisten hatte, von mir geschehen ist, kann nicht auf meine Rechnung geschrieben werden, denn ich habe für den König gehandelt, welchem ich meine Dienste verkauft und Treue geschworen hatte. Ich würde für Ew. Majestät, wäre ich in Höchstdero Diensten gestanden, ebenso getan haben. Ich muss bemerken, dass ich im Krieg und unter den Waffen erzogen bin, und dadd das Waffenhandwerk meine einzige Kunst ist. Doch aber glaube ich in keinerlei Hinsicht etwas versehen zu haben. Denn wenn mich mein hitziges Blut auch zuweilen zu kühnen Taten getrieben hat, so geschah es doch nur darum, weil meine eigene Ehre es mir vorschrieb und das Kriegsgesetz es mir erlaubte. Wohl sind mir von meinen Herren und Vorgesetzten viele wichtige Anschläge und Pläne anvertraut worden, doch habe ich sie stets als heilige Gehkinnisse bewahrt und niemandem offenbart. Wohl weiß ich aber, wieviele Feinde ich habe, sowohl in Schweden als auch in England, Frankreich und auch in Ew. Majestät Staaten, von welchen einige so sehr auf mich erbittert sind, dass sie mir nach Ehre und Leben trachten und keine Gelegenheit ungenutzt vorüberlassen, um ihren verruchten Anschlag gegen mich ins Werk zu setzen.«

»Lebt deshalb in gänzlicher Sicherheit«, entgegnete der Königsfigurant, welcher während der langen Rede, womit Norcroß seine Verlegenheit zu bemänteln suchte, Mut be-

kommen hatte. »Niemand soll die Macht haben, Euch in Unseren Staaten etwas Arges zuzufügen. Was auch geschehen sein mag, es sei Euch verziehen. Nun sagt Uns, welchen wichtigen Vorschlag Ihr Uns zu machen habt. Wir werden Euch ein geneigtes Ohr schenken und nach Befinden der Umstände, Euch Unsere königliche EntschlieÙung wissen lassen.«

»Ich habe ein Jahr lang in russischen Diensten gestanden«, begann NorcroÙ mit gedämpfter Stimme, »und als Kapitän eines Schiffes oft und viel Gelegenheit gehabt, um die Person des jetzigen Kaisers zu sein und dessen Lebensgewohnheiten täglich und stündlich zu beobachten. Auch ist mir jede Bucht im Finnischen Meerbusen bekannt und mit der Gegend um St. Petersburg bin ich so vertraut, als wäre es meine Vaterstadt. So weiß ich nun, dass der Zar Peter jeden Morgen noch in der nebligen Frühe auf den Schiffszimmerplatz am Meer zu gehen, und ehe noch die Arbeitsleute kommen, alles in Augenschein zu nehmen pflegt. Der Zar hat alsdann niemals mehr als zwei Personen bei sich und ist in schlichten Kleidern, sodass, wer ihn nur in seiner kaiserlichen Pracht gesehen hat, ihn hier schwerlich wiedererkennen würde. Wenn mir nun Ew. Majestät eine gedoppelte dänische Schaluppe, mit sechszehn bewaffneten Leuten besetzt, anvertrauen wollten, so würde ich, mit Ew. Masestät höchster Genehmigung, von der Zollbude gerade nach St. Petersburg übergehen, mich nachts auf dem Zimmerplatz geschickt verstecken und früh die Gelegenheit ersehen, den Zaren in die Schaluppe zu locken, mich seiner dort bemächtigen und herüber nach Kopenhagen als Gefangenen bringen. Damit wäre aller Krieg zu Ende und ganz Dänemark geholfen.«

Als der Königsspieler auf diesen sonderbaren Antrag nichts antwortete und auch nichts zu antworten wusste, fuhr Norcroß noch verlegener fort: »Sollte übrigens Ew. Majestät an diesem Vorschlag kein Wohlgefallen finden, so erlaube ich mir, Höchstdenenselben noch ein zweites Projekt vorzulegen. Die russische Flotte wird unter des Zars eigener Leitung täglich größer und bedeutender, und wenn Ew. Majestät dieser so emsig betriebenen Vergrößerung ruhig zusieht, so wird Dänemark in wenigen Jahren mit Schrecken gewahren, worauf das alles hinausläuft, auf nichts Geringeres nämlich, als auf die Eroberung aller nordischen Reiche. Ich habe es oft aus Peters eigenem Mund gehört, dass er sich schmeichelt, bald in allen schwedischen, dänischen, englischen und deutschen Häfen zu befehlen. Bei seinen Mitteln und seinem Unternehmungsgeist ist ihm dies so unmöglich eben nicht, wie es auch für den ersten Blick unbegreiflich scheinen möchte. Es ist daher zur Sicherheit Dänemarks höchst notwendig, dass die wachsende Übermacht der russischen Flotte in ihrem Keim zerstört werde. Niemand in Ew. Majestät Staaten kann dies besser bewerkstelligen als ich, niemand hat das Einsehen, niemand den Mut dazu. Auf Ew. Majestät Befehl stecke ich die ganze russische Flotte in Brand, dass auch kein Segel davon übrig bleiben soll, und Dänemark und alle anderen nordischen Reiche sind gerettet. Belohnt will ich nicht eher sein, als bis ich das Werk getan habe. Dann aber bitte ich um eine feste Anstellung beim Seewesen.«

Der Pseudokönig, froh, dass seine ängstliche Rolle zu Ende ging, sagte: »Wir werden Uns die Sache überlegen und Euch dann Unseren Willen wissen lassen.« Er winkte mit der Hand und Norcroß wurde hinausgeführt.

Der Kronprinz trat hervor und sagte, mehr erschrocken als spaßhaft: »Dieser Norcroß ist der verwegenste Mensch, der mir jemals zu Gesicht gekommen ist. Erst hat er Eure Schwester gestohlen, Gabel, dann hat er mich stehlen wollen und nun will er gar den russischen Peter stehlen. Ihr bitte Euch, schafft, dass dieser gefährliche Kerl aus dem Land kommt. Solange ich ihn in Dänemark weiß, habe ich keine frohe Stunde mehr, weil ich immer fürchten muss, er stiehlt mich oder den König, oder wohl gar uns beide und fährt uns nach Petersburg hinüber. Mir graust vor ihm. Gebt ihm Reisegeld. Ich will's aus meiner Schatulle bezahlen, und lasst ihm dafür ein Dokument unterschreiben, dass er bei Gefängnisstrafe sich niemals mehr auf dänischem Grund und Boden betreten lasse.«

Neue Unglücksschläge

Norcroß kam mit sich selbst zerfallen in seiner Wohnung an. Es gereute ihn, ein Wort von seinen menschenfeindlichen Plänen entdeckt zu haben. Aber noch denselben Abend wurde er durch die Ankunft seiner Frau und seines Kindes in Kopenhagen erfreut. Sie ließ ihn in den Hafen holen, wo der unglückliche Kaperkapitän mit einem Gemisch von Freude und Wehmut die gute Dina umarmte, welche seinetwegen wieder weite Reisen gemacht hatte. Mit der Inbrunst zärtliche Liebe umschlang sie den ihr so teuren Mann, von welchem ein widriges Schicksal sie schon längere Zeit getrennt hatte, als sie mit ihm hatte zusammenleben können. Ihre Tränen flossen reichlich. Ach! Und Norcroß war wenig imstande, sie zu trösten, denn

noch niemals waren seiner eigenen Ansicht nach seine Sachen so schlecht bestellt, seine Aussichten so kümmerlich gewesen, als eben jetzt. Die Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung wurde dem Kapitän durch die stille Beängstigung getrübt, Frau und Kind in einer Stadt, in einem Lande zu sehen, wo ihnen so leicht Widerwärtigkeiten zustoßen konnten, gegen die sie zu schützen er weder Macht noch Mittel hatte, und wo sie seinetwegen von vielen würden gehasst, ja verfolgt werden. Der einzige Stern in der Nacht seines Kammers war Friederike von Gabel. Auf sie vertraute er, als auf seinen Engel in der Wüste. Eine andere bittere Empfindung, die sich in das Gefühl seiner Freude stahl, war, dass ihn der blondgelockte Knabe an Dinas Hand nicht mehr kannte, und sie scheu fragte, ob der bärtige Mann der Vater sei.

Es war demnach nicht die süße Freude, welche das Wiedersehen zwei verbundenen Herzen nach langer Trennung zu einem Silberblick des Lebens macht. Es war nicht die hohe Wonne liebender Begrüßung, mit welcher Norcross seine Dina in seine ärmliche Wohnung führte, nicht die hohe Vaterfreude, mit welcher er sein ihn scheu anblickendes und seine Liebkosungen nicht erwidernendes Kind auf sein hartes Lager trug. Und musste der Gedanke einen Mann nicht verstimmen, der Wohlleben gewohnt war und seine Frau bis jetzt noch an nichts hatte Mangel leiden sehen, der Gedanke, dass mit ihr nun die Not bei ihm einziehe, und er nicht wisse, wovon er sie ernähren solle?

Schon am anderen Morgen entschloss er sich zu einem Schritt, zu welchem ihn nur die Not zwingen konnte. Niemals hatte er sich mit Handel beschäftigt, und wenn er den bedeutendsten Gewinn vor Augen gesehen hatte, ja, aller

kaufmännische Spekulationsgeist war ihm verhasst. Jetzt aber, da all sein Geld verzehrt war, da es ihm am Nötigen mangelte, trieb ihn die Nahrungssorge, die Sorge für Frau und Kind, ein Handelsgeschäft zu etablieren. Bekannt genug waren ihm die Wege, durch den Seehandel Geld zu verdienen, aber er musste ein Kapital zu Beginn und ein eigenes Schiff haben. Er schrieb also an einen reichen Kaufmann in Dünkirchen, welchen er im Haus des Herzogs von Ormund kennengelernt, und der ihm oft zugeredet hatte, ein Handelsetablisement mit ihm auf gemeinschaftliche Kosten zu unternehmen. Er erbot sich, einen Kontrakt mit ihm einzugehen, fragte, ob er Wechsel auf ihn ziehen dürfe, und setzte den Plan seiner beabsichtigten Unternehmungen in ein klares Licht. Dieser Plan war, ein altes Schiff zu kaufen, nach fremden Seehäfen mit den Produkten nordischer Länder zu fahren und dort zu tauschen, zu verkaufen, einzukaufen. Norcroß hatte das feste Vertrauen, dass das Unglück ihn nicht weiter verfolgen könne, dass er auf der See nicht versinken oder zugrunde gehen werde. In diesem Glauben hatte er ein Schiff im Handel, dessen Gebrechlichkeit Leben und Glück anzuvertrauen die tollste Verwegenheit war.

Der Brief ging noch denselben Tag ab, in fünf bis höchstens sechs Tagen konnte die Antwort da sein. Bis zu dieser Zeit wusste Norcroß nichts Besseres zu tun, als seine Frau dem Fräulein von Gabel zuzuführen. Er mietete fast mit dem letzten Rest seiner Barschaft einen Wagen und fuhr zu dem Stift.

Es war ein rührender Anblick, als Dina in Friederikes Armen lag, herzlich begrüßt von der edlen Jungfrau, und in des Kapitäns Augen traten Tränen. Dina weinte viel, sie

kannte Friederikes Leidenschaft für Norcroß. Es war für sie ein wehmütiger Gedanke, dass sie dem irdischen Glück zweier Menschen im Weg stehen musste, welche augenscheinlich füreinander geschaffen waren. Zugleich erfüllte sie Friederikes Liebe zu ihr, die Sorgfalt, mit welcher das Fräulein jedem ihrer Wünsche zuvorkam, mit reiner Freude.

Norcroß machte der Freundin kein Hehl aus seiner Lage, und sie tröstete beide mit Wort und Tat. »Ihr bin die unumschränkte Herrin meines Vermögens«, sagte sie. »Es steht Euch zu Gebote, Kapitän. Was ich bis zum Ende meines Lebens brauche, erhalte ich im Stift. Die Einkaufssumme ist schon lange von mir abgetragen. Sucht Euch mit dem zu helfen, was ich Euch bieten kann. Ich brauche Euch nicht zu versichern, dass ich mein Eigentum als das Eure betrachte. Ihr wisst das ohnehin.«

»Ich wusste es«, versetzte Norcroß, »denn ich kenne Ihre Großmut. Erlauben Sie mir aber, dass ich nicht eher von derselben Gebrauch mache, bis mir alle anderen Mittel fehlgeschlagen sind. Gönnen Sie mir die Genugtuung gegen mich selbst, mich so lange durch eigene Kräfte zu erhalten wie möglich. Was ich für mich selbst ausschlage, erbitte ich für meine Dina und meinen Johann von Ihnen. Wenden Sie diesen Ihre Gunst zu, bis ich mir wieder ein eigenes Glück erworben habe.«

»Sie ist meine Freundin schon, sie soll meine Schwester sein. Ich habe ohnedies oft sehr trübe Tage, da wird sie mich erheitern und die finsternen Dämonen verscheuchen, welche, wenn ich allein bin, Gewalt über mich bekommen. Vorzüglich wünsche ich diesen holden Knaben um mich zu haben. Heute noch werde ich Anstalten treffen, das größte

jener Fischerhäuser an der Überfahrt anständig für dich einrichten zu lassen, Dina, weil du, als nicht zum Stift gehörig, nicht hier im Haus wohnen kannst. Am Tage sind wir immer zusammen. Du wirst auch unter den übrigen Stiftsdamen teilnehmende Herzen finden. Ferner wirst du dich unter den gutmütigen Fischerleuten, die dir alles, was sie dir an den Augen absehen können, zu Gefallen tun werden, wohl befinden. Und meine Jane soll endlich deine Bedürfnisse besorgen, wie sie die meinen besorgt. Wir wollen ein heiteres, zufriedenes Leben führen.«

»Edle Seele!«, rief Dina, und drückte die Freundin an das dankbare Herz. Der Knabe aber sprang an Friederike empor und küsste sie.

Es wurde rasch zur Ausführung des Planes geschritten. Mit der Einrichtung der neuen kleinen Wirtschaft verstrichen schnell einige Tage. Norcroß reiste allein nach Kopenhagen zurück, um dort den Brief seines Dünkirchner Handelsfreundes zu erwarten. Dieser traf richtig ein. Der Kaufmann schrieb, Norcroß solle die nötigen Wechsel ziehen, er werde sie akzeptieren und honorieren. Dieser Brief war, ehe er Norcroß ausgehändigt wurde, erbrochen gewesen, und seine Feinde hatten daraus zu ihrem Ärger gesehen, dass der gefürchtete Kaperkapitän noch Mittel habe, sich Geld zu verschaffen.

Norcroß ging wieder frohen Mutes zur Reede. Während er mit dem Eigentümer des Schiffes eben handelseinig werden wollte, kam wie von ungefähr der Kanzleirat Bredal daher.

»Ei, sieh da!«, rief er. »Kapitän Norcroß auch wieder hier? Vergeblich habe ich Euch in Kopenhagen gesucht. Wo habt Ihr die Tage über amtiert?«

»Ich machte eine kleine Reise«, versetzte diefer kurz.

»Aha, ich weiß schon. Ihr macht dem schönen Fräulein von Gabel den Hof.«

»Und wenn auch. Wer könnte etwas dagegen haben?«

»Bei Leibe nicht. Ich wollte Euch nur raten, Kapitän, Euch zeitig aus Kopenhagen fortzumachen. In allem Ernst, Ihr habt hier vielfältigen Anstoß gegeben, und es sind Euch viel Prügel zudedacht. Vorzüglich soll es der hannoversche Gesandte, Herr Baron von Botmar, auf Euch abgesehen haben. Macht Euch fort. Ihr rate es Euch.«

»Ihr begreife Euch nicht, Herr Kanzleirat. Ihr kenne den Herrn Baron von Botmar nicht und habe ihm nie ein Leid getan. Warum soll er mir ein solches tun? Übrigens habe ich das Versprechen besiegelt mit der Ehre des Königs, dass mir hier nichts geschehen darf. Wer hat die Macht in Dänemark, einen freien Mann prügeln zu lassen? Ich habe gelernt, mich zu wehren, Herr Kanzleirat. Und hier stecken ein Paar Pistolen, deren Kugeln, so viel mir bekannt ist, ihr Ziel noch niemals verfehlt haben.«

»Ihr sage Euch aber, Ihr müsst fort aus Dänemark. Des Königs Masestät will Euch nicht länger dulden. Eure Anschläge haben dem König sehr missfallen.«

»Man wird mich so lange dulden müssen, bis ich Geld habe. Ohne Geld kann man keine Reise machen.«

Bredal ging fort, trotzig und stolz. Norcroß verfügte sich in seine Wohnung. Er war noch nicht lange zu Hause, als Bredals Diener hereintrat und berichtete, dass sein Herr den Kapitän Norcroß zu sprechen begehre. Dieser folgte dem Diener sogleich, wiewohl voll Grimm und Galle, sich so hin- und herjagen lassen zu müssen, ohne irgendeinen Erfolg vor Augen zu sehen.

Als der Kapitän in des Kanzleirats Stube trat, sah er auf einem Tisch eine Menge kleines Silbergeld weitläufig umherliegen, sodass es ihm auf den ersten Blick vorkam, als sei es eine bedeutende Summe. Dabei lag ein beschriebenes Papier.

»Ihr klagtet vorhin, dass es Euch an Reisegeld fehle«, sagte Bredal barsch. »Des Königs Gnade übermacht Euch dort eine Summe, s jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, Kopenhagen und die dänischen Staaten binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen und Euch niemals wieder in denselben betreten zu lassen.«

»Ich erfahre hier eine sonderbare Behandlung«, versetzte Norcroß von dieser Anrede verletzt.

»Keine andere, als Ihr verdient. Nehmt das Geld und unterschreibt die dabei liegende Quittung. Wie? Ihr zaudert noch? So wird man Euch mit Gewalt und ohne Geld auf ein schwedisches oder englisches Schiff bringen und Euch in eines jener Länder führen, deren Untertan Ihr seid, Englands der Geburt, Schwedens Euren Dienstverhältnissen nach.«

Nororoß bebte vor Zorn. Er griff nach der Quittung und las: dreißig Reichstaler.

»Einem Bettler reicht man solch ein Lumpengeld«, sagte er. »Aber ich will sterben, wenn das eines Königs Wille ist. König Friedrich wird an mich und meine Vorschläge denken - wenn es anders der König war, woran ich zweifle - aber dann wird es zu spät sein. Mit diesem Geld werde ich kaum den Mietlakaien bezahlen können, dessen ich mich während meines Aufenthaltes in Kopenhagen bedient habe. Ich merke wohl, man weiß hier nicht mehr, wer Kapitän Norcroß ist.« Und ohne die Quittung weiter durchgele-

sen zu haben, unterschrieb er sie und übersah demnach die Bedingung, dass er seinen Fuß nie wieder auf dänisches Land setzen solle. Er strich das Geld ein, ging, mietete sich einen Wagen und fuhr sogleich aus der Stadt zum Schiff.

Am anderen Morgen kam die Klage der Frau Kragenlund zum Ausbruch, und Raben wollte bersten vor Verdruss, dass der Vogel ausgeflogen sei. Inzwischen bewirkte er doch so viel, dass Norcroß Name, ohne Verhör und Untersuchung, in Kopenhagen als der eines gemeinen Diebes gebrandmarkt wurde.

Der Kapitän langte in der Hütte seiner Frau an. Ihm war der Trost geblieben, dass sie wenigstens versorgt sei. Da aber trat ihm der Schrecken in ihrer Gestalt entgegen. In der verwischenen Nacht war Friederike von bewaffneten Leuten aus dem Bett gerissen und davongeführt worden. Die anderen Stiftsdamen behaupteten, man werde sie wohl nach Kopenhagen in das Irrenhaus gebracht haben; wenigstens wollte die eine und die andere von ihren Familien schon einige Tage vorher etwas der Art erfahren haben. Auch war mehrere Tage vorher ein Arzt aus der Residenz im Stift gewesen und hatte sich gelegentlich nach den Zufällen befragt, welche Friederike zuweilen gehabt hatte.

Norcroß stand wie vernichtet. »Unsere guten Tage sind vorüber, Dina«, sagte er, »und dem Unglück ist ein Anrecht an uns geworden, das sich immer furchtbarer geltend macht. Komm, wir wollen uns mit unserm Kind nach Frankreich betteln.«

Sie erreichten, mit schwerem Kummer im Herzen und mitleidig unterstützt von den Stiftsdamen, den Hafen von Helsingoer. Mit dem ersten Schiff, welches nach Frankreich ging, eilten sie diesem zu.

Norcroß in Kopenhagen

An einem Maimorgen des Jahres 1726 trat der Kammerherr von Raben zu ungewöhnlicher Zeit unangemeldet in das Schlafzimmer des Kronprinzen von Dänemark.

»Was hast du vor?«, rief ihm der Schläfer mit halb geöffneten Augen zu und dehnte sich in den weichen Pfühlen.

»Königliche Hoheit, der Freibeuter Norcroß ist wieder in Kopenhagen.«

»Norcroß? Der Engländer? Der schwedische Kaperkapitän?«, rief der Kronprinz zusammenfahrend und die Augen weit aufreißend.

»Derselbe! Er ist schon zweimal beim General Arnold gewesen, und gestern gegen Abend sogar in Friedrichsburg im Vorzimmer Sr. Majestät des Königs, welchen er durchaus hat sprechen wollen. Abgewiesen hat er fast Gewalt gebraucht, um in des Königs Zimmer zu kommen. Der ganze Hof ist darüber in Alarm.«

»Der schreckliche Mensch wird mich doch nicht stehlen wollen? Ja, ja, den hat die russische Kaiserin geschickt, dass er mich stehlen soll. Raben, was ist zu tun?«

»Ihr werde mir ein Verdienst daraus machen, mein Leben für Eure Königliche Hoheit zu wagen. Wir wollen an den König berichten. Ich will mir eine Kompanie ausbitten, damit wollen wir ihn fangen.«

»Tu das, lieber Raben. Doch nein, ich will selbst mit dem König reden. Geh du zum Kanzleirat Bredal und lass dir den von Norcroß unterschriebenen Schein aushändigen. Verstehst du? Und den Schein bringst du in das Vorzimmer des Königs.«

Raben ging, und nicht allein zu Bredal, sondern auch zu

Madame Kragenlund, und benachrichtigte sie, dass der berühmte Freibeuter wieder in Kopenhagen sei und sie nun ihre Klage von Neuem anzustellen habe. Die Frau schien keine Lust zu haben, aber des Geheimrats Drängen und die Erinnerung an geleistete Gefälligkeiten vermochten sie endlich doch nach ihrem Advokaten zu schicken.

Von da verfügte sich Raben in das Haus seines Freundes und Kollegen, des Kammerherrn und Vizeadmirals Gabel. Dort wohnte seit einiger Zeit eine vornehme Dame aus England, welche mit dem Haus von Gabel durch Bande der Verwandtschaft verknüpft war. Der Ursprung der gegenseitigen Verbindung war die Vermählung des Prinzen Georg von Dänemark mit der Königin Anna von England. Dieser Dame galt Rabens Besuch.

»Mylady!«, rief er in ihr Zimmer tretend, »ich bin so glücklich, die Zärtlichkeit, mit welcher Sie mich beglücken, durch eine herrliche Nachricht zu belohnen.«

»Und welche ist sie?«, fragte die Engländerin.

»Ihr Landsmann, John Norcroß, ist vorgestern mit einem französischen Schiffe in unseren Hafen eingelaufen und hat sich in einer Herberge an der Ecke der Strandstraße einlogiert.«

»Ja, das ist eine herrliche Nachricht!«, jubelte das Weib und umarmte den Kammerherrn.

»Die Zeit ist endlich gekommen, wo der Schändliche für alle Bosheit, die er an Ihnen und mir verübt hat, büßen muss. Er läuft uns selbst ins Netz. Recht aus Herzensgrund wollen wir uns an ihm rächen.«

»Rächen! Rache an ihm!«, rief die Lady.

»An meinem Arm soll Lady Palmerston in seinen Kerker treten.«

Ein Kuss belohnte ihn für den Einfall. Aus Rosamundes Augen strahlte Schadenfreude.

»Eilen Sie!«, rief sie, »dass er Ihnen nicht entwischt.«

Am Nachmittag desselben Tages ging aus des Königs Kabinett der Befehl an den Kommandanten von Kopenhagen, Grafen Sponeck, den Kapitän Norcroß ohne Aufsehen zur Haft bringen zu lassen.

Norcroß - bleich und vom Schicksal hart berührt - saß in seiner Herberge, sinnend über neuen Plänen und von dem ungestümen Verlangen seines Herzens nach Friederike gequält, das ihn wieder in das Land getrieben hat, wo er so übel behandelt worden war, als ein Hauptmann der Linien-soldaten hereintrat und nach ihm fragte. Dieser gab sich zu erkennen, und der Hauptmann richtete einen Gruß vom Grafen von Sponeck aus, welcher die Ehre zu haben wünschte, den Kapitän Norcroß zu sprechen.

»Verzeiht, mein Herr«, versetzte dieser, »wer ist dieser Herr Graf, welcher mich zu sprechen wünscht?«

»Er ist Stadtkommandant.«

»Gut. Ich werde morgen das Glück haben, demselben aufzuwarten. Vermeldet ihm dies mit meinem Gegengruß.«

»Ich muss Euch bitten, mir sogleich zu folgen«, sagte der Soldat höflich. »Es ist dem Herrn Grafen viel daran gelegen, jetzt mit Euch zu reden. Es sind Dinge von Wichtigkeit, die er schnell mit Euch zu verhandeln hat.«

Norcroß wurde von einer Ahnung durchflogen, dass dieser Besuch nicht zu seinem Vorteil ausschlagen möchte. Doch beschloss er, mit dem Hauptmann zu gehen. In des Kommandanten Wohnung wurde er sogleich vor diesen, einen feurigen Mann in den mittleren Jahren, geführt, der ihn mit den Augen durchbohren zu wollen schien.

»Wie lange seid Ihr schon hier in der Stadt?«, fragte der Graf.

»Es ist heute der vierte Tag.«

»Woher kommt Ihr?«

»Von Dünkirchen.«

»Habt Ihr Reisepässe?«

»Hier sind meine Pässe der französischen Regierung und der Marine.«

»Ihr habt Euch vor drei Jahren schon eine Zeit lang hier aufgehalten, und damals mit einem Reisegeld die Weisung erhalten, nicht wieder in das Königreich Dänemark zu kommen. Wie könnt Ihr Euch nun unterstehen, Euch dennoch wieder innerhalb der Stadtmauer sehen zu lassen?«

»Mir ist ein solches Verbot nicht bekannt«, versetzte Norcroß betreten.

»Wie? Wollt Ihr Eure eigene Handschrift ableugnen? Habt Ihr nicht selbst die Bedingung unterschrieben, Dänemark nie mehr zu besuchen?« Mit diesen heftigen Worten hielt der Graf dem Kaperkapitän die Quittung über die von Bredal erhaltenen dreißig Taler hin.

Norcroß las und staunte. »Diese Unterschrift rührt allerdings von mir her«, sagte er kleinlaut, »aber die in der Onittung enthaltene Bedingung ist mir bis jetzt unbekannt gewesen. Ich habe sie damals nicht gelesen.«

»Elende Ausflüchte! Gelesen oder nicht, es war Euch bekannt, dass Ihr nicht wieder nach Dänemark kommen solltet. Was hat Euch wieder hierher getrieben?«

»Excellenz«, bat Norcroß aufs Demütigste. »Haben Sie Mitleid mit einem sehr armen, unglücklichen, aus seinem Vaterland vertriebenen, heimatlosen Mann! Ihr will Ihnen alles erzählen. Als ich vor drei Jahren, vom Unglück hart

verfolgt, von hier nach Dünkirchen ging, legte ich mich auf die Handelschaft. Da ich aber kein eigenes Vermögen hatte und nur mit fremdem Geld verkehren konnte, auch die Sache nicht mit rechter Lust und Neigung trieb, so brachte ich nichts vor mich. Ich durchstreifte die Meere und hatte wenig Gewinn. Dieses Frühjahr endlich scheiterte ich mit meinem Schiff und rettete nichts als das nackte Leben. Ich war des Handels so müde, dass mich die Nachricht von einer plötzlich in der Ostsee erschienenen Flotte, deren Zweck man nicht kenne, mit Freude und Hoffnung erfüllte. Ich wusste, dass es eine russische Flotte sei und auch was sie beabsichtigte. Ich hatte es ja damals Sr. Masestät, dem König dieses Reichs, vorausgesagt. Meine Prophezeiung schien jetzt schon in Erfüllung gehen zu wollen, und obwohl sie damals ungnädig aufgenommen wurde, so glaubte ich mich doch nun darauf berufen zu dürfen, um so mehr, da ich auch jetzt noch Mittel und Wege anzugeben weiß, um die drohende Gefahr abzuwenden. Denn ich getraue mich, die Bäuerin von Marienburg eher zu überlisten, als ihren verstorbenen Gemahl, den großen Peter. Diesen Gedanken ergriff ich mit Lebendigkeit. Ich baute darauf, dass die nordischen Mächte jetzt Leute genug brauchen würden, um ihre Flotten auf den Kriegsfuß zu setzen. Da ich einmal zum Seesoldaten geboren bin, so schied ich von Frau und Kind und segelte nach Amsterdam, in der Hoffnung, dort ein Schiff zu finden, welches mich mit in den Norden nähme. Ich fand auch wirklich ein solches, aber es war bestimmt, nach Christiania in Norwegen zu segeln. Wollte ich wohl oder übel, so musste ich mit. Mein Verlangen war groß und eine andere Reisegelegenheit nicht da. Wir gingen unter Segel und langten nach kurzer und glück-

licher Reise in Christiania an. Dort sprach man von nichts als von den neuen Unruhen, von den Kriegsaussichten und den verschiedenen Bündnissen der hohen Mächte, namentlich von dem des Königs von Dänemark mit dem König von Großbritannien gegen die russische Kaiserin. Zu meiner Freude ging auch bald ein Schiff nach Kopenhagen ab, und so bin ich denn hierher gekommen, Sr. Majestät, dem König, meine Dienste anzubieten. Sollte Höchstderselbe aber keinen Gebrauch davon machen wollen, so bin ich gewillt, mich an den hier anwesenden großbritannischen Vizeadmiral mit der Bitte zu wenden, dass er mir die Rückkehr in mein Vaterland vermittele. Ich habe meine frühere politische Meinung ganz geändert und möchte bei meiner reich gewordenen Mutter leben, deren Erbe ich einmal sein werde. Dies ist die Absicht gewesen, die mich hierher geführt hat. Ihr bitte daher, Ew. Exzellenz wollen mich gnädigst entlassen.«

Also ängstlich und zagend sprach der einst so kühne und gefürchtete Freibeuter. Dem Adler war der Flügel gebrochen. Er kroch im Staub. Die Not und Erbärmlichkeit des Lebens hatte auch ihm das edle Haupt niedergedrückt, und er vermochte nicht einmal mehr nach der Sonne zu schauen, geschweige denn ihr entgegenzustürmen.

»Ihr habt mir etwas verschwiegen, Kapitän«, redete der Kommandant etwas milder. »Man vermutet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass Ihr noch einen anderen Grund haben könntet, weshalb Ihr hierher gekommen seid, nämlich eine Leidenschaft zu dem im hiesigen Irrenhaus verwahrten geisteskranken Fräulein von Gabel, dass Ihr einst geraubt und von der Insel entführt habt.«

Des Kapitäns Mund verzog sich schmerzlich lächelnd.

»So ist es doch wahr«, sagte er, »sie haben den edelsten und erhabendsten Geist, der jemals eine Frau belebte, unter die Tollen und Wahnsinnigen gesperrt? Gott mag diese Schuld nicht an denen rächen, die sie begangen haben. Da aber die Sachen so stehen, so mögen sie es immer wissen, Herr Graf, die heftige Sehnsucht meiner Seele, über die Sie vielleicht lächeln mögen, das glühendste Verlangen, Friederike von Gabel wieder einmal zu sehen, die seit zehn Jahren einen heiligen Zauber über mein Herz übt, hat mich mit hierher getrieben. Die alte Unruhe meiner Seele, die mich unglücklich gemacht hat, schweigt in ihrer Nähe. Ich wollte einmal ganz frei von aller Leidenschaft vor meinem Heiligenbild niederknien und Ruhe, Himmelsseligkeit aus ihrer Engelsseele in mein wildbewegtes, trübes Gemüt saugen. Nun, da ist sie in das Irrenhaus gesperrt worden. Es ist auch gut, und ich gehe wieder, mit ein wenig Marter mehr in meinem Herzen, als ich mitgebracht habe. Was hat das aber auf sich? Niemand kümmert sich darum. Es ist nichts daran gelegen.«

Der Graf war ernst und nachdenklich geworden, vielleicht überkam ihm eine höhere Lebensahnung, vielleicht wehte ihm ein wehmütiges Gefühl an, wie es die Geschäfte seines Stadtkommandos noch nicht mit sich gebracht hatten. Er winkte mit der Hand und sagte: »Es ist gut. Ihr könnt gehen.«

Norcroß glaubte sich nun schon in Freiheit, bedankte sich und eilte hinaus. Als er aber an die Treppe kam, stand ein Sergeant mit vier Soldaten da, die dem Erschrockenen die Bajonette entgegenhielten.

»Ihr müsst Euch gefallen lassen, mein Herr«, sagte der Unteroffizier mit Artigkeit, »mit mir auf die Hauptwache

zu spazieren.«

»Ich sehe wohl, dass ich tun muss, was Ihr von mir begehrt«, versetzte Norcroß, »es mag mir gefällig sein oder nicht.« Seufzend folgte er dem Sergeanten in der Mitte der Soldaten. Auf der Hauptwache erhielt er eine kleine Kammer neben der Wachstube als Wohnung angewiesen, worin sich nichts als ein Strohsack, ein Stuhl und ein Tisch befand. Das einzige Fenster war stark vergittert und die doppelte Tür mit Eisenbändern und Schlössern belegt. Hier musste er drei lange Wochen sitzen, ohne das Geringste über sein ferneres Schicksal zu vernehmen. Er wäre ruhig gewesen, wenn man ihm das Glück der Einsamkeit vergönnt hätte. Aber rohe Soldaten machten sich eine Freude daraus, ihn stets zu verhöhnen und zu plagen. Er trug ihren Spott, ihre niedrigen Äußerungen geduldig, aber sein Herz blutete und versank in einen totmatten Zustand. Sein einziger Wunsch, der noch wie ein helles Fünkchen in der schaurigen Nacht seines Herzens leuchtete, war, von Friederike etwas erfahren zu können. Er erkaufte mehrere Soldaten mit seinem letzten Geld, aber ihr Bemühen war umsonst. Sie vermochten ihm nicht die kleinste Kunde von ihrem Befinden zu bringen.

In der letzten Woche des Juni fuhr eines Tages ein von sechs Dragonern umgebener Karren vor die Hauptwache, auf welchem Norcroß zum Kastell Friedrichshafen gebracht wurde. Hier warf man ihn in ein Loch voll Moder und Gestank, auf dessen Schwelle der Unglückliche ohnmächtig wurde.

Tollkühne Flucht

Krank an Leib und Seele erwachte er. Ein furchtbarer Ekel setzte ihm zu. Er hoffte zu sterben, aber er starb nicht. Drei Tage und drei Nächte lag er auf feuchtem, stinkenden Boden, täglich mit einem Stück Kommisbrot und einem Napf Wasser versehen.

Mit tränender Bitte, die Steine zu rühren vermocht hätte, flehte er den Profos an, beim Kommandanten des Kastells, General von Stöcken, ihm doch wenigstens den Genuss von etwas frischer Luft zu verschaffen. Er ließ den General beschwören, ihm eine sehr starke Bedeckung mitzugeben und ihn nur auf dem Hof täglich eine halbe Stunde umhergehen zu lassen. Er wolle auch nicht einen Fingerbreit weiter gehen, als ihm erlaubt würde. Aber er erhielt erst keine Antwort, und als er zu sehr lamentierte, ließ ihm der General sagen, er habe hier gar nichts zu erlauben. Alles dies geschehe auf strengen Befehl Sr. Exellenz, des Herrn Geheimrats von Raben, welchem die offizielle Oberaufsicht über ihn übertragen worden sei. Das war ein Donnerschlag für den Gefangenen. Er konnte nicht begreifen, was er diesem Geheimrat zuleid getan habe.

Eines Tages wurde sein Kerker geöffnet und er vom Profos hervorgerufen. Da zitterte plötzlich der Flügelschlag der Hoffnung durch seine Seele. Ein Sonnenstrahl fiel in die offene Tür, ein lichter Gedanke an Freiheit in seine Seele. Beben schwankte er der Tür zu. Aber seine Kleider waren so zerrissen, dass sein bloßer Leib überall durchblickte. Bart, Haupthaar und Nägel waren ihm über die Maßen lang gewachsen, sein totfahles Gesicht hatte grauer Moder überzogen, der sich auch stark an die ihm umflatternden

Lumpen angehängt hatte. So kroch er, sich mit den Händen an der Wand haltend - denn er war sehr schwach auf den Beinen - heraus. Er hörte den Schrei einer weiblichen Stimme, aber die ungewohnte Helle blendete sein Auge, die frische Luft griff ihn so sehr an, dass ihm die Sinne zu vergehen drohten. Er sank kraftlos an der Mauer herab und saß am Boden. Als er sich wieder erholt hatte, sah er einen sehr mit Putz überladenen Mann vor sich stehen, dessen Brust mit dem Danebrog- und Elefantenorden geschmückt, dessen Gesicht und Augen aber so flach und unbedeutend waren, dass sich Norcroß kaum erinnerte, es schon einmal gesehen zu haben. Sechs Soldaten mit scharf geladenem Gewehr und auf Norcroß gefällten Bajonetten waren im Hintergrund aufgestellt, den Geheimrat Gerd von Raben gegen die etwaigen Angriffe des gefangenen Freibeuters zu schützen und das Entfliehen desselben zu verhindern. Die Gemahlin des Geheimrats war, bei Norcroß Anblick von Schrecken ergriffen, entflohen. Vielleicht schlug sie plötzlich das lang betäubte Gewissen und presste ihr den Schrei aus, welchen Norcroß noch gehört hatte. Er ahnte nicht, dass die giftige Natter in seiner Nähe sei.

Gerd von Raben meinte, er müsse seinen Witz auf Kosten des Unglücklichen geltend machen.

»Seht«, sagte er grinsend, »jetzt gäbt Ihr mit der närrischen Friederike von Gabel im Tollhaus ein gutes Gespann. Es ist wahr, Ihr seid wie füreinander geschaffen.«

Norcroß' erloschenes Auge blitzte auf, als sein Ohr vom Schall des geliebten Namens getroffen wurde. Es ruhte dann mit einem gewissen Mitleid auf Rabens Gesichte.

»Ja, seht«, fuhr der Geheimrat selbstgefällig fort und spielte mit den Ordenskreuzen an seiner Brust, »dieses al-

berne Geschöpf schlug meine Hand aus, um sich an Euch wegzuworfen. Dafür hat sie Gott gestraft und ihr den Verstand verwirrt.«

Norcroß schauderte über die Meinung des besternten Mannes von Gottes Strafgericht und schwieg, aber in seiner Brust entzündete sich an der Nichtswürdigkeit dieses Menschen wieder das Fünkchen eines bessersn Selbstgefühls, das ihm allmählich Kraft und Vertrauen zurückgab.

»Herr«, sagte er mit fester Stimme, »ich kenne Sie nicht und weiß nicht, womit ich Sie gekränkt habe, dass Sie mich unter aller Menschlichkeit behandeln lassen. Sie sind ein vornehmer Mann, das sehe ich. Und wenn Fräulein von Gabel nicht gegen Sie handelte, wie Sie wünschten, so trage ich nicht die Schuld davon. Hören Sie die verzweifelte Bitte eines Mannes, der ein besseres Los verdient hat, lassen Sie mich totschiagen oder gönnen Sie mir täglich etwas frische Luft und nächtlich ein Strohlager! Wenn Sie den geringsten Glauben an eine ewige Vergeltung haben, so lassen Sie mich nicht vergeblich wimmern.«

»Ihr sollt es besser haben«, sagte Raben und ging triumphierend von dannen, denn der Adler, den er gefürchtet hatte, kroch vor ihm als Wurm im Staub. Noch denselben Tag erhielt Norcroß eine Pritsche mit etwas halb vermoder-tem Stroh und die Erlaubnis, täglich eine Viertelstunde, unter starker Bedeckung, vor den Kerker auf- und abgehen zu dürfen. Aber die Pritsche war so schlecht zusammengefügt, dass er die Nacht über sich an der Wand festhalten musste, aus Furcht, dass, wenn er sich umdrehte, sie zusammenbrechen würde.

Tags darauf wurde ein Diener in seinen Kerker geführt, welcher ihm zwanzig Dukaten mit einer Ouittung aushän-

digte, welche Letztere er von Norcroß unterschrieben zurück verlangte. Dazu brachte er ihm eine Bleifeder mit. Norcroß konnte unmöglich begreifen, von wem ihm diese Wohltat zukomme. Denn dass er von Rosamunde Palmerston Geld zur Unterstützung erhalten werde, daran konnte er nicht denken. Aber es war von ihr. Ihr erwachtes Gewissen hatte sie zu dieser Handlung der Milde vermocht. Seine Rührung war groß. Er behielt die Feder, welche ihm fast ebenso viel Vergnügen machte wie die Dukaten. Er kaufte sich Papier und schrieb allerlei, kaufte sich ganze Kleider und konnte einen Kerl bezahlen, der ihm das Gefängnis fäuberte und ihm selbst Haare, Bart und Nägel stutzte, sodass er wieder ein menschliches Ansehen erhielt.

Norcroß hatte Mut gewonnen und dachte daran, sich selbst zu befreien. All sein Sinnen und Denken ging nun darauf hin, und seine Schlaueit bemerkte die kleinsten Umstände, die ihm dienen konnten. So gewährte er bei seinem täglichen kleinen Spaziergang, dass an der Seite seines Gefängnisses hin, welches zur ebenen Erde gelegen war, die Treppe zum zweiten Stockwerk des Hauses führte. An dieses Haus stieß unmittelbar und nur durch eine einzige Wand getrennt, die Kirche des Kastells.

Im Gefängniß meditierte Norcroß Tag und Nacht, wie er es anfangen möchte, durchzubrechen. Sein Fenster war klein und hoch an der Wand des Kerkers, sodass er nur mit Mühe dazu konnte. Überdies fand er, dass es mit dicken Eisenstangen verwahrt war.

Es war also nicht daran zu denken, dass er durch das Fenster konnte. Für weit möglicher hielt er es, ein Loch durch die Wand auf die Treppe zu graben. Von der Treppe gedachte er entweder ein zweites Loch gegen den freien

Platz hinaus zu arbeiten oder die Treppe hinaufzulaufen bis unter das Dach und von hier auf das Gewölbe der Kirche durchzubrechen, oder auch auf das Dach zu steigen und im äußersten Fall vom Kirchturm herabzuspringen.

Das Leben war ihm gleichgültig und er wollte es daraufhin wagen, den Hals zu brechen. Der schrecklichste aller möglichen Zustände war ihm seine elende Gefangenschaft.

Als er sich den zu machenden Weg ausgesonnen hatte, ersuchte er den Profos, ihm einen großen gekochten Hinterschinken zu kaufen. Die Geberin des Geldes hatte ausdrücklich befohlen, ihm an Essen und Trinken verabfolgen zu lassen, was er wünsche. Sie werde, wenn diese Summe aufgezehrt sei, für seinen weiteren Unterhalt Sorge tragen. Der Schinken kam. Niemand konnte daraus einen Verdacht schöpfen. Norcroß aß erst das Fleisch ab, dann machte er den Knochen, an welchem ihm vorzüglich lag, mit dem Messer scharf und spitz. Hierauf drehte er von dem Stroh, auf welchem er zu liegen pflegte, ein starkes Seil. Da er aber fürchtete, es mochte nicht haltbar genug sein, so zerriß er ein Bettlaken, welches ihm auf Betrieb seiner Wohltäterin gereicht worden war, und wand die Stücke um das Strohseil. Endlich brach er seine Pritsche auseinander, um das eine etwas spitze Bein derselben ebenfalls zu benutzen. Nach diesen vorläufigen Anstalten griff er abends rüstig und mit glühendem Mut zur Arbeit, als es auf dem nahen Kirchturm zehn Uhr schlug. Mit dem Schinkenbein, einer alten abgebrochenen und halb verrosteten Schere, die er bei seinem täglichen Spaziergang im Kot auf dem Hof gefunden und unbemerkt zu sich gesteckt hatte, und mit dem Bein der Pritsche durchbrach er in der Zeit von anderthalb Stunden furchtbar angestrenzter Arbeit die Wand, welche

aus mürbem feuchten Sandstein und Kalkgerülle bestand. Als er nur erst das kleinste Loch hatte, um mit der Hand durchzugreifen, so riss er mit Riesenkraft, die ihm seine Lage lieh, die Steine heraus und hatte das Loch bald so groß, dass er mit dem Körper durchschlüpfen konnte. Nun zog er seinen Überrock aus und kroch durch das Loch. Er war im bloßen Hemd, Beinkleidern und leinenen Strümpfen. Seinen Rockelor zerrte er durch das Loch nach. Nun war er zwar auf der Treppe, aber zu seinem Schrecken sah er hinter sich die Haustür, welche in stark bewohnte Kasernen ging, vor sich aber die Treppe auf eine zweite Tür. Die Dunkelheit der Nacht ließ ihn nicht viel erkennen. Er tappete und fühlte, dass auch diese Tür verschlossen sei. Sie musste er durchaus öffnen, wenn er zum zweiten Stockwerk hinauf wollte. Er fing also an, sich mit dem Rücken nach den Angeln zu, dagegen zu stemmen und aus Leibeskräften zu heben. Es glückte, die Tür sprang aus dem Schloss und fuhr ohne großes Geräusch auf. Er ging hindurch, betrachtete sich die Örtlichkeit und ermaß im Geist die mögliche Höhe von hier bis hinab in den Graben. Er fand es für das Geratendste, hier ein zweites Loch zu graben, und holte, kurz entschlossen, seine schlechten Werkzeuge herbei. Aber hier fand er eine weit schlimmere Arbeit. Diese Steine waren hart und dürr, der sie verbindende Kalk weit spröder. Doch Norcroß ließ sich durch nichts abschrecken. Mit der Zahl der Hindernisse stieg sein Mut. Die Mühe war unsäglich, ehe er nur ein kleines Loch hatte, denn das Schinkenbein hatte sich abgestumpft und mit der Schere vermochte er demselben nicht viel Schärfe wiederzugeben. Er vergoss Ströme von Schweiß und blutete unter den Nägeln hervor, aber er rastete nicht einen Augenblick

und fühlte auch keine Schmerzen. Als die Turmglocke zwei Uhr schlug, war er bis an den äußersten Stein. Nun trat eine neue Schwierigkeit ein. Dieser Stein war nämlich von außen in die Mauer eingesetzt und konnte also nicht hineinwärts gezogen werden. Norcroß musste auf die Gefahr hin, ein nicht unbedeutendes Geräusch und die unweit auf dem Wall stehenden Wachposten aufmerksam zu machen, den Stein von innen hinaustreten. Er legte sich auf die Treppenstufen rücklings und trat mit voller Kraft drei bis viermal gegen den Stein, bis er hinausfuhr und in den Graben hinabstürzte. Den Kopf durch das Loch gesteckt, horchte der verwegene Mann aufmerksam hinaus, aber ruhig und lautlos lag die Nacht vor ihm, nur eintönig unterbrochen durch den regelmäßigen Pendelschlag der nahen Turmuhr.

Die dunkle Tiefe unter seinem Blick gähnte ihn schauerlich an. Zum ersten Mal grauste ihn vor dem Gedanken, sich hier hinabzulassen. Aber sogleich bestrafte er sein Herz für die Feigheit und entschloss sich, eher zu sterben, als sich aufs Neue greifen zu lassen. Hurtig machte er das Loch geräumiger, band innen das Strohseil an dem Treppenkorb fest und hing es hinaus. Den Rockelord ließ er an dem Haus gerade hinabgleiten, damit, wenn der Strick zerriß, er nicht allzuhart fallen mochte, zog dann die Beinkleider aus, legte sie zusammen und band sie, wie eine Schlafmütze um den Kopf, um sich vor einer Kopfkontusion zu schützen. Einen Dukaten und fünfunddreißig Silberstücke, die er von dem erhaltenen Geld noch übrig hatte, wickelte er sich in die Haare und band das Geld mit seinen langen Locken fest. Hierauf kroch er, mit den Beinen zuerst, im bloßen Hemd durch das Loch und ließ sich schnell,

aber vorsichtig, am Strick hinabgleiten, indem er sich mit den Fußzehen an der Wand hinabhalf.

Der Strick hielt glücklich, und der Flüchtling kam auf die Erde zu stehen. Schnell warf er den Rockelot über, nahm die Beinkleider unter den Arm, und lief mit Windeseile hochklopfenden Herzens quer über den großen Platz, um an den Graben des Kastells zu gelangen.

Kaum war er fünfzig Schritte von der Kirche entfernt, als ihn eine Schildwache mit »Wer da!« anrief.

Schrecken und Angst legten ihm die Antwort »Offizier!« in den Mund. Der Soldat schien damit zufrieden. Norcross verdoppelte seine Schritte. Wie eine Katze lief er den Wall hinauf und gelangte auf der anderen Seite bis an die Mauer des Walls. Jetzt warf er den Rockelot von sich, gebrauchte die Beinkleider wieder als Kopfbedeckung, wickelte das Hemd dicht um die Lenden und sprang in den wassergefüllten Graben hinab. Dieser war seicht, und der mutige Springer fiel weich in den Schlamm, aus welchem er sich mit leichter Mühe losarbeitete und durchwatete bis an das gegenseitige Ufer, dem Ende des Kastells gegenüber. In wilder Hast rannte er nun über die Strecke Landes bis an das Ufer des Meeres. Die Wellen des Sundes rauschten dumpf vorüber. Einen Augenblick besann sich der Flüchtling, dann war sein tollkühner Entschluss gefasst. Er bedachte kurz: »Kleider hast du nicht, also bist du jedem verdächtig, der dir zu Lande begegnet. In höchstens zwei Stunden bricht der Tag an. Deine Flucht wird auf dem Kastell bemerkt, die Trommeln werden gerührt, die Kanonen gelöst, und ehe du ein paar Stunden Wegs nach Helsingoer zu gelaufen bist, weiß man es sechs Meilen weit, dass ein Gefangener geflohen ist. Zum Verbergen ist nirgend eine

Gelegenheit. Endlich bist du der schlechteste Fußgänger, wohl aber der beste Schwimmer. Auf dem Wasser hat dir das Glück sich immer lachender gezeigt als auf dem Land. Es ist auch besser, du verlässt dänischen Grund und Boden so schnell wie möglich. Zehn Wochen hast du in einem Grab geschmachtet, jetzt willst du dich dem Meer in die Arme werfen. Es ist gewiss mitleidiger als die Menschen. Denn entweder zieht es dich hinab in seinem Tiefe - so ist dir geholfen und du hast ein Grab, wie es einem Seemann gebührt - oder es trägt dich glücklich hinüber zu der Insel Ween, und du bist gerettet.«

Und als er dies gedacht hatte, warf er sich an dem öden Meerstrand in den Sand, erhob seinen Blick, faltete seine Hände und betete inbrünstig und heiß zu den Sternen hinauf, die einzeln, aber freundlich, durch das zerrissene Gewölk hindurchschimmerten. Er dankte für die Rettung bis jetzt, er flehte Gott um fernere Rettung oder einen gnädigen Tod an. Sein Leib glühte fieberisch von der ungeheuren Anstrengung, der Angst und Eile der Flucht. Schneidend strich die kalte Morgenluft über das Meer her. Norcroß warf noch einen Blick nach oben und sprang dann vom Ufer hinab in die Brandung. Das Wasser war eiskalt. Er glaubte, das Blut würde ihm erstarren. Doch mutig fing er an mit Händen und Füßen zu arbeiten. Er tauchte aus der Tiefe empor und begann das Werk. Aber jetzt schien es, als habe das Element, dem er stets treu gedient hatte, sich gegen ihn verschworen. Ein Sturm brauste von Nordost herab ihm entgegen and brachte das Wasser in Gährung. Die Wellen erhoben und rollten dem kühnen Schwimmer zu. Der Wind blies ihm heftig ins Gesicht. Da glaubte er sich verloren und ergab sich in sein Geschick. Aber er gelobte

sich, alle Kräfte anzuspannen, und er kämpfte über zwei Stunden lang mit unbegreiflichen, fast übermenschlichen Kräften. Des Tages Licht ging über ihm matt und weinerlich auf. Schon hatte er zwei Drittel der Entfernung zurückgelegt, da fing die Flamme allmählich an zusammenzufallen, er verspürte eine Abnahme der Kräfte. In diesem Augenblick entdeckte er ein Fischerboot mit vier Männern und rief ihnen zu, so stark er vermochte.

Sie gewahrten seiner auch bald, ruderten auf ihn zu und zogen ihn aus dem Wasser. Es waren Fischer, die auf ihr Tagewerk ausfuhren. Da sie aber sahen, dass der Gerettete keine Kleider anhatte, schöpften sie Verdacht gegen ihn und erklärten ihm rund heraus, sie wollten sich seinetwegen keine verdrießlichen Händel zuziehen und müssten ihn wieder in das Meer werfen. Norcroß legte sich aufs Bitten und erweichte wenigstens das Herz eines dieser Männer.

Dieser sagte zu den anderen: »Wisst ihr was! Wir wollen nicht unmenschlich an diesem Mann handeln. Mag er sein, wer er will, und wohl auch etwas verbrochen haben, weshalb er nackt und bloß flüchten muss. Wir wollen ihn nahe an die Küste von Ween führen und ihn dann an die Insel schwimmen lassen. Wir wollen ihn nicht kennen und nicht von ihm gekannt sein!«

Norcroß schenkte vor Freude und Dankbarkeit den Leuten das in seine Haare gebundene Geld. Sie gaben ihm dafür ein Stück Brot und einen Schluck Branntwein, wodurch er sich stärkte, sodass er, ungefähr fünfzig Schritt vom Ufer der Insel, auf ihr Begehren wieder ins Wasser springen und dem Ufer zuschwimmen konnte. Doch wurde es ihm noch sehr erschwert, ehe er auf die Füße zu stehen kam, indem

die See gewaltige Wellenstöße an das Land anschleuderte. Endlich kam er aufs Trockene. Jetzt nahm er die Füße wieder allein in Anspruch und lief bis an die nächsten Häuser. Die Bauern stutzten über den Mann im tiefenden Hemd ohne alle weitere Bekleidung und liefen neugierig zusammen. Er aber bat sie flehentlich um einige alte Kleider, indem er vorgab, von Kaperern ausgeplündert und ins Meer geworfen worden zu sein.

»Kleider wird Euch die gnädige Frau schon geben«, sagten die Bauern. Mit diesen Worten führten sie ihn auf das Gutshaus. Dort wohnte die Gemahlin des Oberstlieutenants von Landsstierna, Kommandanten von Helsingburg, welche zu ihrem Vergnügen hier auf ihrer Beszung lebte, während ihr Gemahl nach Stockholm auf den Reichstag gereist war. Ein Diener brachte der Dame die Nachricht von dem üblen Zustand eines geplünderten Schweden, der draußen stehe und auf ihre Gnade warte. Sie ließ ihm von den Kleidern ihres Mannes reichen, ließ ihn speisen und befahl, dass man ihm ein Nachtlager gebe und des anderen Morgens ihn in einem Boot nach Helsingburg übersetze, wohin er beehrte. Als sich Norcroß am anderen Tag für die Gnade bedankte, steckte ihm der Diener einige Taler in die Hand, und mit leichtem Herzen trat der Flüchtling nach einigen Stunden glücklich an die schoonische Küsten gestrosten Mutes ging er in eine Herberge und ließ sich eine Flasche Madeiramalvasier geben, um sich nach den überstandenen Leiden gütlich zu tun. In derselben Herberge kehrten später ein Zöllner von Fredrichshall und ein Bürger von Kopenhagen ein, welche von Norwegen herabkamen und nach Kopenhagen wollten. Diese Leute taten weiter nichts, als während der Mahlzeit, die Norcroß mit ihnen

gemeinschaftlich genoss, von der Frömmigkeit, Gnade, sanften Regierung usw. ihres Königs zu reden. Norcroß hörte erst schweigend zu, trank aber heftig seinen Wein, bis ihm dieser zu Kopf gestiegen war. Da platzte er endlich heraus und ein Strom giftiger Reden über die dänische Regierung, den König, den Kronprinzen, die Räte ergoss sich aus seinem Munde. Nebenbei fiel ihm des Dänenkönigs Verbündeter, der König von Großbritannien ein, und seine Galle sprudelte auch über diesen Namen. Er nannte den britischen König einen Stehler, den Dänenkönig den Hehler, und bediente sich in der Wut, in welche ihn das Geschwätz der beiden dänischen Untertanen und der zu hastig genossene starke Wein versetzt hatten, der unanständigsten Redensarten. Der Bürger erinnerte ihn, er solle bedenken, was er spräche, von gekrönten Häuptern dürfe man nicht also despektierlich reden. Ein König habe immer recht, er möge tun, was er wolle. Ein anderes Menschenkind dürfe sich darüber nicht zu äußern unterstehen. Diese Erinnerung goss Öl in die Flamme. Norcroß wurde wütender und schwur Stein und Bein, er wolle den König und den Kronprinzen von Dänemark noch aus Kopenhagen oder aus Friedrichsburg, aus ihren Schlössern herausstellen und davonführen, und ihnen auf offenem Meer die Rache für das, was sie ihn hätten erdulden lassen, zu kosten geben.

»Bei Gott! Was ich vor zehn Jahren unterlassen habe, will ich noch ausführen.«

»So seid Ihr der berüchtigte Freibeuter John Norcroß!«, rief der Friedrichshaller Zöllner und fuhr entsetzt vom Stuhl empor.

Der Kopenhagener Bürger hatte sich die Ohren zugehal-

ten, um die entsetzlichen Reden nicht zu hören, welche ihm grässlicher dünkten als die ärgsten Gotteslästerungen.

»Kennt Ihr den Namen?«, jubelte Norcroß wild auf. »Ich bin's! Bin der gefürchtete Freibeuter. Und das erschreckt Euch so, dass Ihr zusammenfahrt und aufschreit. Aber wartet, ich will Euch noch zeigen, was Norcroß vermag.«

»Woher kommt Ihr denn eigentlich?«, fragte der Zöllner, als er sich ein wenig erholt und überzeugt hatte, dass der berüchtigte Freibeuter nicht wie ein Menschenfresser aussehe. Und Norcroß erzählte mit schwerer Zunge, wie er aus dem Gefängnis in Friedrichshafen entsprungen sei.

»Und weshalb seid Ihr denn arretiert worden?«

»Weiß ich's? Ich ging zum König nach Friedrichsburg, um meine Dienste anzubieten, da haben sie mich durch den Stadtkommandanten festnehmen und in ein abscheuliches Loch legen lassen. Die Schurken! Aber ich gedenk's ihnen noch, so wahr ich John Norcroß heiße. Ganz Dänemark soll über mich noch rebellisch werden.«

Er tobte zum Gräuel seiner Zuhörer noch eine kurze Zeit so fort, dann aber wurde er von Müdigkeit und dem Weingeist übermannt, dass er in einen tiefen Schlaf fiel und zu Bett getragen werden musste.

Am anderen Morgen trat er verlegen in die Kammer des Zöllners und Bürgers und bat, sie möchten doch ja kein Aufhebens von dem machen, was er gestern Abend geredet hatte; es sei alles in der Trunkenheit geschehen. Er versuchte die Leute zu rühren und durch schlaue, verstellte Reden für sich zu gewinnen, gleichsam als ahne er, welche schlimme Folgen seine Unvorsichtigkeit für ihn haben werde. Der Bürger verstopfte ihm sein Ohr; der Zöllner fertigte ihn kurz ab und sagte: »In vino veritas.« Es hätte nicht viel ge-

fehlt, so wäre Norcroß von ihm vor die Tür geworfen worden.

Denselben Tag noch reisten die Beiden ab, und als sie nach Kopenhagen kamen, war ihr erster Gang zum Stadtkommandanten, Grafen Schoneck, bei welchem sie sofort Anzeige machten, wo sie den Kaperkapitän Norcroß getroffen und welche verbrecherische Äußerungen sie von ihm vernommen hätten.

Der Graf ließ alles sogleich zu Protokoll bringen und übersandte das Aktenstück ohne Säumen dem König. Hof und Stadt gerieten in Schrecken. König und Kronprinz glaubten sich schon in den Händen des grässlichen Freibeuters, und eine Furcht kam über sie. Schnell wurde der Stadtadjutant, Kapitän Barford, mit einem Brief des Königs an den Vizekommandanten, Lieutenant Crassov in Helsingburg abgeschickt, worin der Letztere dringend ersucht wurde, den aus dem Kastell entwischten John Norcroß sogleich wieder gefänglich einzuziehen. Der Zöllner und Bürger aber wurden auf das Schloss zum Geheimrat von Raben gerufen, wo sie ihre Aussage noch einmal wiederholen mussten. Der Kronprinz saß hinter einer spanischen Wand und schauderte über die Worte des Freibeuters.

Um Norcroß war indessen in Helsingburg viel Begehrt. Kaum hatte das Volk von seiner Ankunft und wunderbaren Rettung vernommen, als es haufenweise zuströmte, um ihn zu sehen. Die Herberge, wo er lag, war gestopft voll Menschen. Man hielt ihn frei, man beschenkte ihn mit Geld, und vorzüglich waren die Seeleute stolz auf ihn; die Soldaten liebten ihn. Der Lieutenant Crassov, Vizekommandant von Helsingburg, hielt es für Pflicht, die Ankunft des berühmten Freibeuters nach Stockholm an den König

und den Reichstag zu melden. Aber tags darauf erhielt er schon den Brief des Königs von Dänemark und ließ Norcroß gefänglich einziehen und vor sich bringen. Norcroß leugnete kein Wort von dem, was er im Weinrausch gefprochen hatte, ja er hatte die Kühnheit, dem Lieutenant ins Gesicht zu behaupten, jene Reden seien nichts als pure Wahrheit gewesen. Und wenn er, der Lieutenant, ihn deshalb gefangen setzen und vielleicht gar den Dänen ausliefern wolle, so solle seine Macht dazu nicht groß genug sein, denn er werde jedenfalls entfliehen, entweder mit oder ohne seinen Körper. Mit dem toten Leichnam möge man nachher anfangen, was man wolle. Norcroß hatte gute Vertröstungen von den Soldaten. Als er einige Tage auf der Hauptwache gegessen und sich in Essen und Trinken wohlgetan hatte, war er eines Morgens verschwunden, und kein Mensch wollte wissen, wie es zugegangen sei.

Seine Freunde hatten ihm geraten, nach Stockholm zu gehen und die Gnade des Königs anzuflehen. Zu Fuß wanderte er fort. In Engelholm fand er einen Mann, der ihm Geld gab und eine große Strecke Wegs fahren ließ. So viel hatten die Leute Respekt vor dem Namen Norcroß. So kam er wieder in die Hauptstadt Schwedens. Der Ruf war ihm schon vorausgegangen, und Menschenmassen kamen herbei, ihn zu sehen. Man sagte ihm, dass der König befohlen habe, ihm in Helsingburg eine beträchtliche Summe auf Rechnung der Schatzkammer auszuzahlen. Rechtsgelehrte boten ihm an, den Lieutenant Crassov in Helsingburg vom Dienst zu bringen, wenn er einen Process gegen denselben anfangen wollte. Aber er lehnte dies ab, und hatte nur das eine im Auge, sich eine Anstellung bei der Flotte zu erbitten, um Frau und Kind kommen zu lassen und fernerhin

ein ruhiges Leben zu führen. Er fand eine Menge Freunde und Unterstützung des schriftlichen Gesuchs, welches er beim König einreichte; aber zugleich erhoben sich auch seine mächtigen Gegner beim König gegen eine solche Anstellung des Freibeuters. Und so hatte er denn nach drei Monaten weiter nichts erzielt, als dass ihm der königliche Kabinettssekretär Törner eine ansehnliche Summe Reisegeld auszahlte, jedoch mit der Weisung, das schwedische Reich ungesäumt zu verlassen und nie wieder zu betreten. Solche Furcht hatte man auch in Stockholm vor ihm.

Er war eine öffentliche Person geworden. Man erzählte sich von ihm an allen Orten, in jedem Haus die wunderlichsten, oft fabelhaftesten Dinge. Jeder wollte etwas Außerordentliches von ihm mitteilen, und so wurden Märchen auf Märchen von ihm erfunden. Seine Freunde übertrieben sein Lob, seine Feinde seinen Tadel. Alles drängte sich ihm zu, um ihm zu raten, und nahm Anteil an ihm. So riet man ihm auch, wieder in russische Dienste zu gehen. Man verwendete sich für ihn bei dem russischen Gesandten Gallowin in Stockholm. Als Norcroß selbst kam, wurde er von demselben sehr gnädig aufgenommen und dem eben in Stockholm anwesenden außerordentlichen russischen Botschafter Dolgoruki zugeführt. Dieser wollte einen solchen berühmten und erfahrenen Mann nicht fahren lassen und versprach ihm russische Dienste; aber es lag kein russisches Schiff da, und Norcroß erhielt zehn russische Dukaten Wartegeld.

Von der anderen Seite drängte ihn die Polizei. Er erhielt einen schwedischen Pass aus der Stadtkanzlei und musste mit einem Schiff, welches nach Ystad ging, absegeln. Von da ließ er sich später, ohne einen bestimmten Plan zu ha-

ben, mitten im Winter nach Stralsund hinüberfahren.

Wieder ein Fang in der Menschenfalle

Wiederum saß Kapitän Norcroß in jenem schmutzigen Kaffeehaus vor dem Dammtor in Hamburg und spielte mit liebedlichen Gesichtern, zu denen das seine jetzt passte, Basset. Er hatte Glück und gewann viel Geld. Ihm gegenüber hatte ein Spitzbubengesicht, rot und spitzig, mit lauernden Augen, verschlagenem, eingekniffenem Mund, schnüffelnder Nase und langen Diebsfingern, Platz genommen.

»Ihr seid wohl öfter schon in diesem Wirtshaus gewesen, Kapitän?«, sagte der Kerl und grinste seinen Kameraden am Tisch zu.

»Ich glaube, es sind im verwichenen Herbst zehn Jahre gewesen, als ich das letzte Mal hier war«, versetzte Norcroß. »Ja, so so ist es, denn im Winter vorher war ich in schwedische Dienste getreten. Ja, damals war es goldene Zeit für mich. Na, das sind vergangene Tage! Mit dem König Karl haben sie mir mein Glück totgeschossen, und ich habe es zu nichts weiter bringen können.«

»Damals verspielte hier ein junger Mensch all sein Geld und auch eine goldene Dose, die Ihr ihm abkauftet. Er wurde dänischer Rekrut, aber wie man nachher hörte, hattet Ihr das Rekrutenschiff aufgebracht und nach Stockholm geführt.«

»Ja, die Dose ist fort, das Schiff ist fort und der Mann ist tot.«

»Tot? Ihr traf ihn später in Stockholm, dann in Jütland und zuletzt in Kopenhagen. Ich glaubte einmal, er wäre in

einer Mördergrube in Jütland erschlagen worden, aus der ich mit Lebensgefahr entsprang.«

»Wart Ihr auch in jener Nacht darin? Er kam glücklich durch. Später blieb er als schwedischer Kaperkapitän. Ihr wollte, die Kugel hätte mich getroffen!«

»Vor zehn Jahren waren auch noch zwei Eurer Leute mit hier, ein dicker und ein dünner Mann.«

»Meister Habermann und mein Lieutenant Gad. Der eine ist gestorben, der andere verdorben. Es ist ein elendes Leben!«

»Und wohin gedenkt Ihr jetzt, Kapitän Norcroß?«

»Nach Holland. Ich will den Krämern dienen ums liebe Brot; so weit ist es mit mir gekommen. Ich warte nur auf Briefe aus Amsterdam, dann will ich fort.«

Der Spion wurde während des Gesprächs jenes lange, kupferrote martialische Gesicht durch die Fensterscheiben ansichtig, welches hereinlugte wie vor zehn Jahren. Er stand auf und schob wieder wie damals das Fenster zurück und flüsterte hinaus: »Ich habe ihn richtig eingekreist. Er steckte am Berg in einem schlechten Loch, wo ich ihn freilich nimmer gesucht hätte. Aber setzt sitzt er fest und freut sich des Baren, das wir ihm haben zufließen lassen. Wir sind schon die besten Freunde.«

»Mordelement!«, rief Lieutenant Kreuz und strich sich vor Freude den ungeheuren Schnauzbart, »das ist ein Gaudium, dass uns dieser Bursche ins Garn gelaufen ist. Daran kann ich was verdienen und für dich bleibt noch genug übrig, um vier Wochen lang in Saus und Braus zu leben. Aber du musst deinem Meisterstück die Krone aufsetzen. Komm schnell heraus, schlechte Seele! Du sollst mir sogleich einen Brief an den Großkanzler von Reventlau in Kopenhagen

schreiben und demselben berichten, dass Norcroß hier in Hamburg ist. Wenn sie ihn drüben haben wollten, so würde ich ihn festnehmen und hinüberführen lassen. Verstanden? Und mit dem Brief setzt du dich zu Pferde und reitest, was du kannst, und reist durch Holstein über Fünen nach Seeland. Und wenn dir das Pferd zusammenbricht, so kaufe ein anderes. Geld sollst du mit auf den Weg haben, so viel du brauchst, und noch mehr.«

Der Spion ging und jagte nicht lange danach auf einem mutigen Hengst nach Altona zu.

Kreuz aber warf sich in seine Staatsuniform, setzte die beste Perücke auf, nahm den reich betressten Hut unter den Arm, den Stock mit hohem goldenen Knopf in die Hand und hing den schönsten Degen über. So herausstaffiert ging er zum Kaffeehaus.

Es dauerte nicht lange, so saß er am Spieltisch und bot Norcroß eine Partie an, die dieser mit Höflichkeit annahm. Norcroß gewann abermals und wurde immer heiterer. Er ließ sich Wein geben und sprach viel mit seinem Gegenüber.

Plötzlich sagte einer der Umstehenden wie von ungefähr: »Kapitän Norcroß, Ihr habt heute viel Glück.«

Da blickte ihn Kreuz wie hoch verwundert an und sagte mit scheinbar freudigem Erstaunen: »Haben meine Ohren recht gehört? Wie? Ich hätte wirklich die Ehre, mit dem berühmtesten aller Seefahrer auf unserer Westsee, mit dem Kaperkapitän Norcroß zu spielen?«

»Ich bin John Norcroß, vormals schwedischer Kaperkapitän«, sagte dieser geschmeichelt.

Kreuz stand sogleich auf und machte die Honneurs so devot, als ob er vor dem König stände. »Welch hohes Glück

ist mir widerfahren! Mordelement, das hätte ich mir nicht träumen lassen, dass ich mit dem Mann, den ich so hoch verehere, zum Spiel käme! Herr, ich habe Eure Taten stets bewundert, erlaubt, dass ich Euch meine vollkommenste Hochachtung an den Tag lege. Die Ehre, welche mir heute widerfährt, muss auf absonderliche Art gefeiert werden. Mordelement! Ihr kenne mich vor Freuden nicht. Kapitän John Norcroß, erlaubt, dass ich den Zipfel Eures Rockes küsse!«

»Macht doch nicht solche Umstände, Herr«, versetzte Norcroß immer mehr geschmeichelt; war doch die zweifelhafte Berühmtheit seines Namens das Einzige, wovon sein niedergedrückter Geist noch zehrte. »Darf ich mich unterstehen, Euch, hochverehrter Herr Kapitän, zu einem kleinen Fese einzuladen, welches ich, vor Freuden über das Glück, so mir heute durch die Bekanntschaft mit Eurer berühmten Person widerfahren ist, allen hier Versammelten zu geben mich gedrungen fühle?«

»Ihr seid sehr gütig, Herr, meiner Wenigkeit halber ein Fest zu geben.«

»Wenn König Karl von Schweden noch lebte, so wäre Ew. Gnaden jetzt Schout-by-Nacht oder Vizeadmiral, vielleicht gar Admiral der Flotte, und nichts Geringeres hätten Eure Heldentaten verdient. Wirt, schaff den besten Wein aus Euerm Keller! Setzt auf, dass sich die Tische biegen.«

»Aber, mein Herr, mit wem habe ich die Ehre, hier bekannt zu werden?«, fragte Norcroß.

»Ihr heiße Kreuz und war einmal Lieutenant unter dem Regiment Prinz Karl, welches jetzt das Lalandische heißt. Hab auch manches durchgemacht; freilich, zu solcher Berühmtheit des Namens hab ich es nicht gebracht. Doch

können wir einander schon etwas erzählen.«

Erzählen war nun eben Norcroß' Leidenschaft. Beim besten spanischen Wein saßen sie zusammen, tranken und erzählten bis in die späte Nacht. Kreuz schimpfte wacker mit auf die Dänen und auf den dänischen Dienst, auf König und Regierung. Dadurch fühlte sich Norcroß noch mehr zu ihm gezogen, und als die besten Freunde schieden sie voneinander.

Am anderen Morgen suchte Kreuz Norcroß in seinem Quartier auf. Sie gingen zusammen, fuhren zusammen, aßen und tranken zusammen, und wie sie es heute getrieben hatten, so trieben sie es morgen und alle Tage. Norcroß befand sich wohl dabei, das Leben kostete ihm nichts, und Kreuz schwatzte ihn vor, er habe als geborener Holländer Einfluss bei den Generalstaaten und wollte ihm zu einer guten Anstellung verhelfen. Norcroß fasste ein solches Zutrauen zu Kreuz, dass er demselben sein ganzes Herz offenbarte.

So verstrich die Zeit, bis der Spion von Kopenhagen zurückkam. Er brachte nicht nur einen Brief an Kreuz mit, worin demselben für seinen Diensteifer gedankt und eine gute Belohnung versprochen wurde, wenn er Norcroß einliefere, sondern auch einen zweiten an den dänischen Residenten in Hamburg, worin diesem anbefohlen wurde, dem Lieutenant Kreuz zur Habhaftmachung des Norcroß in allem behilflich zu sein, und endlich noch einen dritten an den Major Juel in Glückstadt, mit dem Befehl, Norcroß in Empfang zu nehmen, wenn ihn Kreuz brächte, und weiter nach Kopenhagen zu schaffen. Solche Anstalten machte der Dänenkönig, eines armen Mannes habhaft zu werden, der ihm der Gefährlichste in der Welt schien.

Kreuz verschaffte sich vom Hamburger Stadtmagistrat einen Arrestzettel. Hamburg hatte nämlich das Recht, dass niemand in seinen Mauern arretiert werden durfte. Zu diesem Behufe musste man einen vom Magistrat ausgestellten Arrestzettel beim Offizier einer Torwache vorzeigen. Dann wurde die darauf bezeichnete Person, wenn sie vorüberging, angehalten und festgenommen.

Kreuz hatte den Zettel im Dammtor schon abgegeben und zechte noch mit Norcroß im Kaffeehaus. Dann gingen sie zusammen zur Stadt zu. Da fiel Norcroß ein, dass er sich bei seiner Wäscherin, die neben dem Kasseehaus wohnte, etwas frische Wäsche für den folgenden Tag mitnehmen müsse. Er bat also Kreuz, ein wenig zu warten. Dieser schlenderte dem Tor zu und gab den Soldaten ein Zeichen. Als nun Norcroß eilig kam, redete ihn Kreuz an und hielt ihn auf. Im selben Augenblick wurde Norcroß umzingelt und in die Wache gezogen.

»Na, Brüderlein!«, gab Kreuz lachend von sich, »wir haben dich glücklich gefangen. Es hat mir Mühe genug gekostet.

Es ist ihnen in Kopenhagen viel an dir gelegen.«

Da gingen dem unglücklichen Kapitän die Augen auf. Er sah, wie schändlich er hintergangen war. Die Wut darüber raubte ihm für Augenblicke die Sprache. Er konnte nichts weiter, als dem Lieutenant in das Gesicht speien.

»Hund!«, rief dieser. »Mordelement! Dich soll ein vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter hundert Klafter tief in den Erdboden schlagen. Ihr will dich fuchteln!« Und unter Schimpfreden schlug er ihn mit der flachen Klinge über Kopf, Brust und Rücken.

Norcroß sagte kein Wort, aber in seinen Zügen sah man

den Widerglanz der in ihm tobenden Gefühle.

Kreuz schickte sogleich Boten ab. Am anderen Abend kam ein Kapitän mit zwei Unteroffizieren und sechs Gemeinen, vom Generalmajor Juel in Glückstadt abgeschickt, um Norcroß abzuholen. Auf einem Wagen nach Altona gebracht, wurde er hier von der dänischen Regierung kreuzweise an Hand und Fuß mit Ketten geschlossen. In diesem Zustand kam er nach Glückstadt auf die Festung.

Das Erste, was man hier mit ihm vornahm, war, dass man ihn auskleidete, um zu erfahren, ob er irgendein Werkzeug bei sich führe, eine Schere, ein Messer oder dergleichen. Es fand sich nichts. Man war seinetwegen in steter Furcht, dass er sich losmachen und entkommen könnte, vorzüglich auch deshalb, weil allgemein das Gerücht verbreitet war, er sei früher mit einem Zauberer und Hexenmeister in der engsten Freundschaftsverbinding gewesen und habe denselben auf seinen Wasserreisen mit sich geführt. Diesem Teufelskerl verdanke er nicht nur die vielen Prisen, die er früher gemacht hatte, sondern auch die Kunst, sich unsichtbar und aus jedem Kerker, aus jedem Band freizumachen. Er habe seine Seele selbst dem Teufel verschrieben und dieser helfe ihm gewiss.

In dieser abergläubischen Furcht bestärkte Norcroß seine Umgebung durch schlaue, hingeworfene Äußerungen noch mehr. Schon unterwegs hatte er öfters gedroht, er werde sich doch frei machen, und wenn sie ihn in Ketten schmieden ließen. Auf der Wache sagte er, es sei ihm ein Leichtes, die schwersten Eisen zu zerbrechen, und jeden Augenblick, wenn er nur wollte, auf freien Fuß zu kommen. Die Toren sahen nicht, dass ihre Furcht und stets wachsame Besorgnis den unglücklichen Mann ergötzte und ihm einige heitere

Augenblicke verschaffte. Der Generalmajor Juel ließ ihn in die Kapitänsstube setzen, anschließen und mit drei Mann vom Holsteinischen Regiment und einem Lieutenant bewachen. Außerdem stand Tag und Nacht noch eine besondere Schildwache mit bloßem Degen zu Häupten der Pritsche, an welche er gefesselt war.

Nichtsdestoweniger wurde er alle Morgen genau untersucht, ob es seiner Teufelskunst nicht etwa geglückt sei, sich ein Instrument zu verschaffen, womit er seine Ketten zerbrechen könne. Und all dieser Maßregeln ungeachtet, erwartete der Kommandant und die ganze Besatzung der Festung alle Morgen die Nachricht zu erhalten, Kapitän Norcroß sei in der Nacht mit des Teufels Hilfe zum Fenster hinausgeflogen.

Nach einigen Verhören in Glückstadt, die von einer eigens dazu verordneten Kommission geleitet wurden, sollte Norcroß unter sicherer Bedeckung nach Kopenhagen gebracht worden. Jedermann fürchtete sich, diesen Befehl zu vollziehen, da wandte sich der Generalmajor an den Lieutenant Kreuz, und dieser übernahm das schwierige Geschäft mit Freuden. Es war für Norcroß die ärgste Pein, von diesem Menschen transportiert zu werden, dessen Anblick, wie er sich oft ausdrückte, ihm der widerlichste und gräßlichste sei. Er pflegte den Lieutenant auch nie anders als Judas Ischariot zu nennen und spie jedes Mal aus, wenn ihn derselbe anredete. Kreuz lachte darüber und ließ ihn nur fester schließen, nannte ihn sein Brüderlein und trank auf seine Gesundheit. Man machte die ausgesuchtesten Anstalten, das Entwischen des Gefangenen unterwegs zu verhindern, weil er stets drohte, sie würden ihn doch nicht nach Kopenhagen bringen.

Ehe er auf den Wagen vor der Hauptwache gesetzt wurde, zog man ihm alle Kleider aus und untersuchte dieselben aufs Sorgfältigste, aber man fand nichts bei ihm. Nichtsdestoweniger bemerkte einer der Wache haltenden Unteroffiziere des Nachts in Tolstid, zwischen Flensburg und Hadersleben, dass Norcroß auf der Streu, so eng er auch geschlossen war, anfang, an seinen Fesseln zu arbeiten. Der Unteroffizier machte Lärm, Kreuz kam und ließ die Taschen des Gefangenen sogleich wieder untersuchen, worin man denn auch nicht nur eine abgebrochene Schere und zwei stumpfe Schermesser, sondern auch die Papiere zu zwei Pulvern bei ihm fand, die er entweder schon an den Ketten verbraucht oder auf den Boden gestreut hatte, um die Wache zu betäuben. Wie er zu diesen Dingen gekommen war, gestand er durchaus nicht. Kreuz ließ ihn abprügeln und nur noch genauer beobachten.

So brachte man ihn glücklich bis in ein Boot, worin er über den kleinen Belt nach Fünen überführt werden sollte. Als das Boot mitten auf dem Strom war, stellte er sich an, als ob er an einer heftigen Kolik litte. Kreuz musste ihm erlauben, dass er sich ans Ende des Bootes begeben durfte. Aber kaum war er dort, so gab er plötzlich dem Boot einen so starken Druck, dass es auf der anderen Seite hoch emporflog und köpfte. Wäre einer der Ruderer nicht schnell uuf die andere Seite gesprungen, so wäre das Boot umgeschlagen und wahrscheinlich alle ertrunken.

Kreuz wütete mit Mund und Hand gegen ihn und warf ihn mitten ins Boot platt auf das Gesicht. So musste er bei der Überfahrt über den Kleinen und den Großen Belt liegen. Ebenso vergeblich waren noch einige Versuche des Freibeuters zur Flucht zu Lande. Kreuz ließ ihn nicht aus

den Augen und brachte ihn nach Kopenhagen. Für seine Mühe erhielt der herkulische Lieutenant vom König eine Compagnie beim Schleswig'schen Regiment zu Fuß. Er hatte ja dem Hof einen so wichtigen Dienst erwiesen.

Überall, in der Stadt und auf dem Land, liefen die Menschen in Strömen zusammen, als sie von der Einbringung des berühmten Norcroß hörten. Er war in aller Augen zum Wundertier geworden, und die Pastoren predigten sonntags darauf im ganzen Land von ihm, und dankten Gott im Kirchengebet, dass man den Verbündeten des Teufels glücklich mit Eisen und Banden bewältigt hatte, und schrieben es der bannenden Kraft des Gebets zu, dass er sich nicht durch den Schornstein auf und davon mache.

Der Adler im Käfig

Der unglückselige Seefahrer wurde wieder auf das Kastell Friedrichshafen gebracht und in ein noch weit scheußlicheres Gefängnis als sein früheres geworfen. Eine Untersuchungsbehörde wurde seinetwegen geschaffen, als deren Präsident der Geheimrat von Raben fungierte. Nachdem er über Jahr und Tag von dieser Kommission inquiriert worden war und nichts gestanden hatte, sprach die Oberbehörde auf die Aussagen der gegen ihn aufgestellten Zeugen das Todesurteil über ihn aus, als einen Menschen, der an Bosheit und Gottlosigkeit nicht seines Gleichen habe. Der König milderte dieses Urteil auf unablässiges Bitten der Gattin des Geheimrats von Raben in die Formel: »Obwohl der Delinquent seiner groben Verbrechen gegen drei Könige wegen in jedem anderen Land von Henkers Hand vom

Leben zum Tode gebracht worden sein würde, so wolle der König von Dänemark Majestät doch Gnade für Recht an ihm ergehen lassen und ihm eine lebenslängliche Gefängnisstrafe zuerkennen.«

Hierauf wurde er in ein fest verwahrtes, aber helles und der frischen Luft zugängliches Zimmer gesetzt. Nie erfuhr er, dass Rosamunde seine Lebensretterin war, ebensowenig, dass die vier Stüber, welche er täglich zu seinem besseren Unterhalt erhielt, von ihr kamen.

Kaum hatte Norcroß einige Wochen in seiner Kammer gesessen, als der allmächtige Drang nach Freiheit wieder in seiner Brust so stürmisch aufloderte, dass er aus Sehnsucht krank wurde. Es gab für sein unruhiges, heftiges Gemüt nichts Schrecklicheres als die Grabesruhe des Gefängnisses. Er kannte nur ein höchstes Gut: Freiheit. Er hatte nur ein Verlangen: Freiheit. Er hatte nur einen Gedanken: Freiheit. Er träumte nur einen Traum: Freiheit!

Noch einmal winkte ihm der Engel mit dem grünen Kranz. List, die einzige glückliche Bekämpferin der Gewalt, kam ihm wieder zu Hilfe. Es war die Zeit des grünen Gartensalats und Norcroß gab vor, dass er ein großer Freund davon sei. Er bat also, man möchte ihm täglich für zwei Stüber Salatkraut, Essig und Öl bringen, er wolle sich den Salat dann selbst bereiten. Vorzüglich wünschte er viel Öl. Man willfahrte ihm. Niemand schöpfte daraus Argwohn. Nun zerschlug er seinen Wasserkrug, jedoch so, dass die untere Hälfte ganz blieb. Die Scherben der oberen Hälfte warf er dem Profos hin, und dieser trug sie weg, ohne sie weiter anzusehen und brachte einen neuen Krug. In der unteren Scherbe sammelte Norcroß nun alles Öl, welches er zum Salat empfing, und aß diesen ohne Öl. Die Scherbe

verbarg er sorgfältig unter der Pritsche. Dann forderte er ein Stück grüne Seife, um sich damit zu waschen, und auch dies wurde ihm verabreicht. Als er nun des Öls genug hatte, entkleidete er sich ganz und wusch sich erst mit Wasser und Seife, wobei er die Seife ganz dick auftrug, danach beschmierte er sich den Körper vom Kopfwirbel bis zur Ferse mit Öl. Hinter den Ohren und auf den Armen trug er dann noch einmal Seife auf, sodass er so glatt und schlüpfrig war wie ein Aal. Nachdem er dies vollbracht hatte, hing er seinen Rock ganz lose über die nackten Schultern und knöpfte ihn oben am Hals zu. Über den Rock hing er einen alten Rockelord, in welchem er zu schlafen pflegte.

In dem Gang vor seinem Gefängnis hatte stets ein Offizier mit sechs Mann die Wache, und alle Tage, nachmittags um drei Uhr, musste ein Justizsergeant in das Gefängnis, um nachzusehen, ob noch alles unbeschädigt und im vorigen Zustand sei. Der Sergeant war ein alter kraftloser Mann und dieses Geschäft seine einzige Dienstverrichtung. Der Wache haltende Offizier musste ihm dazu jedes Mal das Gefängnis auf- und zuschließen.

In dem bereits beschriebenen Aufzug wartete Norcroß an der Tür, als die Zeit da war, wo der Sergeant einzutreten pflegte. Endlich rasselten die Schlösser, die Tür ging auf. In demselben Augenblick rannte Norcroß den alten Mann mit dem Kopf dermaßen vor die Brust, dass dieser ohnmächtig rückwärts taumelte, und den Offizier, der ihm aufgeschlossen hatte, mit in seinen Fall riss. Beide lagen am Boden, der Lieutenant schrie, aber Norcroß war schon wie ein Blitz mitten durch die, der Verdauung pflegenden, Soldaten hindurchgefahren und zur Treppe hinab. Ein gewaltiger Lärm entstand. Die sechs Soldaten stürzten übereinander her, die

Treppe hinab, der Lieutenant hinterher, und alle gaben ein so wütendes Geschrei von sich, dass man es in der ganzen Festung hörte. In der unweit gelegenen Hauptwache wurden die Soldaten aufmerksam. Sie fahen den barfüßigen Norcroß über den Plan dahinrasen, ihre Kameraden hinterher. Da brach die ganze Hauptwache auf und lief ihm nach, der bereits den Wall erklimmte. Ein schnellfüßiger Kerl unter den Soldaten kam ihm so nahe, dass er ihn beim fliegenden Rockelor erwischte; aber sogleich sprang vorn der Knopf ab, der Kerl hielt den Rockelor in der Hand, und Norcroß gewann wieder einen Vorsprung. Jetzt tat sich ein zweiter Läufer hervor, der ihn beim Rockschoß fasste, da riss auch der Rockknopf, der Soldat purzelte rücklings den Wall herab und Norcroß sprang nackt weiter. Endlich gelang es einem Dritten, ihn, als er gerade oben auf der Ebene des Walles war, am Arm zu erfassen; aber dem Kerl glitschten die Finger von dem Öl ab. Er vermochte nicht festzuhalten, und Norcroß fuhr wie der Sturmwind ihm durch die Hände und sprang den Wall hinab in den Wassergraben. Schon jubelte er, da fasste ihn, als er eben unter das Wasser tauchen wollte, eine Faust bei seinem langen Zottelhaar, welches abzuschneiden er leider vergessen hatte. Wie er auch riss, zerrte, um sich schlug und biss, die Faust hielt fest und hielt so lange, bis die Soldaten herbeikamen. Diese Faust gehörte einem starken Kerl, welcher auf der nahen Bastion Schildwache gestanden hatte. Dort hatte er das Geschrei vernommen und den nackten Kerl gesehen, dem die ganze Wache lärmend folgte. Dies veranlasste ihn, seinen Posten zu verlassen und von der anderen Seite herbeizulaufen. Er setzte dem Flüchtling sogleich in den Graben nach und hielt ihn fest.

Mit Spott und Hohngelächter wurde der vor Wut schäumende Norcroß wieder heraufgezogen, und nackt trieben sie ihn unter Zulauf aller Bewohner des Kastells zum Gefängnis zurück. Da gebärdete er sich wie ein Rasender, vermaß sich hoch und teuer und rief: »Und ihr Hunde sollt mich doch nicht halten! Und wenn mich auch der König in einen Vogelbauer stecken ließe und ganz Dänemark legte sich davor, mich zu bewachen, so will ich doch entkommen.« In solchem Trotz verharrte er mehre Tage lang, immer dieselbe Drohung, mit Verwünschungen gegen den König ausstoßend.

Als der Geheimrat Raben dem König diese Geschichte erzählte und zugleich berichtete, wie höhnisch Norcroß über alle Anstalten sich ausließe, die man, ihn festzuhalten auch machen möchte, ja selbst, wenn man ihn auch in einen Vogelbauer setzte, da gefiel es Sr. Majestät hohem Herrscherwillen, die königlichen Worte von sich zu geben: »Norcroß hat sich selbst sein Urteil gesprochen. Wohlan denn! Man soll ihn in einen Vogelbauer setzen und dann wollen wir zusehen, ob er seine Drohung wahr macht.«

Der Kommandant, General von Stöcken, erhielt einen vom König unterzeichneten Befehl, einen solchen Bauer bauen zu lassen und Norcroß hineinzustecken. Der Bauer wurde in des Kapitäns Gefängnis gebaut, drei und ein halb Schritt lang, drei Schritt breit. Er bestand aus vier Zoll dicken viereckigen Eichenbalken, die vier Zoll breit voneinander von der Decke des Zimmers bis zum Boden liefen. Unten war der Bauer mit starkem Eichenholz unterlegt und einen Viertelfuß über die Erde erhöht. Eine starke eiserne Stange lief quer hindurch, an welcher die Fußkette des Gefangenen mittels eines Ringes lief. Im Bauer standen die

Pritsche und ein Tisch. In diesen Käfig wurde der einst so kühne Freibeuter gesteckt.

Der Bauer wurde überdies noch mit Schlössern verwahrt und nicht eher geöffnet, bis der Profos dzu Nachtstuhl heraustrug. Selbst die Klappe, durch welche der Gefangene das Essen erhielt, war mit einem Vorlegeschloss verwahrt. Stets hielt ein Unteroffizier vor dem Bauer Wache, und dieser wurde von dem Offizier in das Gefängnis eingeschlossen. Die Wache vor der Tür blieb ebenfalls. Wöchentlich zweimal musste dem König Nachricht gegeben werden, ob er noch fest säße.

Die Verzweiflung, die Tag und Nacht in des elendesten Mannes Geist wühlte, stumpfte ihn mit der Zeit ab.

Nach einiger Zeit kam Norcroß' Gemahlin nach Kopenhagen. Sie hatte in Frankreich von ihres Mannes Unglück gehört und wollte vor dem König einen Fußfall tun. Sie wurde aber nicht vorgelassen. Auf dem Kastell begehrte sie ihren Gemahl zu sprechen, aber auch diese Bitte wurde der Armen abgeschlagen. Der Kommandant ließ sie mit ihrem neunjährigen Sohne vielmehr ebenfalls ins Gefängnis werfen und erstattete ihretwegen Bericht an den König. Das königliche Reskript lautete, der Polizeimeister in Kopenhagen solle sie in einem Boot nach Schonen überführen lassen, dazu sollte ihr etwas Geld zur Reise mitgegeben werden, mit dem strengen Befehl, dass sie das dänische Reich bei Strafe eines ewigen Gefängnisses nie wieder betreten solle. Dina wurde mit ihrem Kind auf einem Fahrzeuge nach Landskrona gebracht. Sie hat den Gatten nie mehr gesehen.

Die ersten Jahre über wurde niemand zu dem Gefangenen gelassen. Später erlaubte man Hofleuten, den seltsa-

men Vogel in seinem Käfig zu verhöhnen. Da ging denn das vornehme Volk um den Bauer herum und begaffte und bewitzelte den wilden Mann darin. Er tat, als sähe und hörte er es nicht. Nachher verlangten auch andere Leute aus besseren Absichten dieselbe Vergünstigung und erhielten sie. Nach drei Jahren, als der König tot war, wurde jedermann erlaubt, den berühmten Freibeuter in seinem Vogelbauer zu sehen, und die Menschen strömten haufenweise dahin.

Die Meisten ergötzen sich an des Freibeuters merkwürdiger Gesellschaft im Käfig. Er hatte nämlich in seiner Einsamkeit sich die Zeit damit vertrieben, Mäuse, die sich unter dem Boden des Vogelbauers ihr Nest gebaut hatten, zu füttern und aufzuziehen. Die Jungen tat er in eine Schachtel, bis sie zahm waren, danach ließ er sie um sich herumlaufen. Dies Völklein vermehrte sich bald und er hatte ihrer täglich über sechzig zu ernähren. Sie hatten sich so an ihn gewöhnt, dass, wenn er ihnen mit dem Mund pfiff, sie schnell aus allen Löchern hervorgerannt kamen und rings im Kreis um ihn herum standen. Diese Tierchen gewann Norcroß immer lieber, während er die Menschen immer mehr hasste und verachtete. Sie waren seine Freunde, seine täglichen Gesellschafter, die Versüßer seiner Schmerzen, die Vertreter seiner Verzweiflung. Wenn ihn der Unmut zu übermannen drohte, pfiff er seinen Mäusen.

Danach, wenn Leute kamen und ihn baten, ihm auch wohl ein Geschenk reichten, damit er sich Wein und gute Esswaren kaufen möchte, so setzte er eine Schachtel auf den Boden, worin er oben ein kleines rundes Loch geschnitten hatte. Hierauf pfiff er, da kamen die Mäuse hurtig und krochen durch das Loch in die Schachtel, bis sie voll war.

Dann machte er den Deckel auf und zeigte die zusammengeballten Mäuse den Umstehenden.

Als der fromme furchtsame Ehrhristian der Sechste zur Regierung kam, wollte er seine Frömmigkeit auch an Norcroß beweisen. Der Kommandant musste dem Kapitän vorschlagen, wenn er ein eidliches Dokument unterschreiben wolle, worin er sich verpflichte, sich niemals an Dänemark zu rächen, insofern er einmal seine völlige Freiheit wieder erhalte, so solle der Bauer hinweggenommen werden und er wieder das Zimmer zum Gefängnis erhalten. Aber Norcroß baute die Faust und rief: »Eher will ich im Vogelbauer sterben, als eine solche Schmachschrift unterschreiben.«

Da fürchtete sich der neue fromme König wiederum sehr, und Norcroß blieb im Bauer.

Eines Tags trat eine schwarz gekleidete hohe Frauengestalt in Begleitung eines Mannes in das Zimmer und vor den Käfig. Norcroß starrte ihr ins Gesicht und sagte fast bestürzt: »Friederike!«

»Kennt Ihr mich, Unglücklicher?«, fragte die Dame schmerzlich lächelnd. »Müssen wir so uns wiedersehen?«

»Ja, mein Fräulein, da sitze ich nun in meinem eigenen Schloss, an dem wieder ein halbes Dutzend Schlösser hängen, mit einer königlichen Gnadenkette geschmückt, die mich an der freien Bewegung hindert, wie alle Gnadenketten zu tun pflegen. Auch habe ich meinen Hofstaat, gehorsamer meines Winks als der Hof des Königs von Dänemark dem seinen und nicht voll Intrige und Boßheit wie jener.« Und er pfiff bitter lachend den Mäusen. »Sind Sie denn nicht auf ähnliche Weise logiert, mein Fräulein?«

»Ei freilich, mein Geliebter«, flüsterte sie durch die Eisenstäbe, »mein Bruder hat mich ins Irrenhaus stecken lassen.

Da habe ich lange Jahre in einem Stübchen gesessen, das nicht größer und auch vergittert war, wie Euer Bauer. Ich habe immer nach Euch gefragt und auch oft erfahren, wie es Euch ging. Endlich hab ich erbeten, dass ich zuweilen ausgehen darf, aber den Irrenwärter geben sie mir immer mit. Seht, dort steht er bei Eurer Wache. Das ist nun Friederikes Begleiter.«

»Wir sind auch heute ein würdiges Paar, wie wir stets waren. Wir spürten immer etwas von der Natur des Adlers in unseren Seelen. Darum wurden wir in Käfige gesteckt. So zähmt man Adler, bis sie den schlaunen Cäsar grüßen.«

»Ist dies das Los kühner und starker Geister auf Erden?«, fragte die Dame schmerzlich.

»Es ist es, wenn sie sich nicht dem Gesetz der Könige beugen. Doch lassen wir das! Ihr Besuch gibt mir die tröstliche Überzeugung, dass Sie mich immer noch lieben, Friederike.«

»Ich liebe Euch noch eben so heilig als sonst, wenn es auch oft in meinem Kopf wie Feuerglut brennt und ich nicht weiß, was ich rede und tue. Es ist mir oft, als wäret Ihr bei mir. Dann spreche ich mit dir. Nicht wahr, mein schönes Lieb, mein kühner Seeheld? Hörst du die Wogen brausen, die Brandung donnern? Sieh, wie dein Schiffchen durch die Wellen schießt. Der Sturm brüllt, die Wogen bäumen sich. Ha! Ha! Herrlich! Göttlich! Umklammere mich, mein Geliebter! Hu, wie tobt der Sturm! Wie rast das Meer! Das ist Wollust! Sei doch nicht so heftig! Du hast ja ein Weib. Norcroß, Norcroß halte mich!«

Sie kreischte immer lauter, Norcroß starrte sie bestürzt an.

Der Irrenwärter rief: »Hoho! Sie fängt an zu rappeln!«

Soldaten von der Wache kamen herbei, packten die Un-

glückliche und führten sie fort.

Bald darauf hörte Norcroß, sie sei gestorben.

Einige Jahre darauf hatte der Gefangene einen anderen ihm lieben Besuch. Ein schlanker, schöner Mann mit einer netten Frau am Arm trat in das Zimmer. Norcroß kannte sie nicht. Da gab sich ihm der junge Mann als Juel Swale zu erkennen. Norcroß weinte Freudentränen, Juel aber Thränen des bittersten Schmerzes über das Los seines Herrn und Meisters.

Die Frau war Jane, seine Frau. Juel erzählte seinem unglücklichen Kapitän, wie er nach Madagaskar gegangen und dort reich geworden, danach nach Schweden zurückgekehrt und als Bootsmann auf einem Linienschiff angestellt worden sei. Da habe er Jane ihm noch treu gefunden und gefreit.

Einen ganzen Tag blieb Juel, dann nahm er unter Tränen Abschied. Aber noch mehrmals besuchte er seinen geliebten Kapitän. Denn sechzehn Jahre saß Norcroß im Käfig, dann wurde er auf Fürbitte der Königin Mutter herausgelassen und der Bauer weggeräumt. Er bedankte sich nicht für diese Gnade. Sein Bart war so lang, dass er ihm bis zu den Füßen reichte. Die Unruhe seines Gemüts verließ ihn nie. In den Boden des Bauers hatte er eine tiefe Spur getreten. Wütend wurde er, dass man seine Mäuse verjagt hatte. Ja, er begehrte trotzig seinen Bauer wieder.

Nachdem er aus dem Käfig gekommen war, vertrieb er sich die Zeit damit, dass er kleine Schachteln aus Kartenpapier fertigte und mit Goldpapier überzog. Inwendig hinein klebte er einen Zettel, worauf sein Name geschrieben stand, und unter den Zettel legte er ein Haar seines langen Bartes. Auch strickte er Geldbeutel von bunter Seide. Am Ende

derselben in den Knoten knüpfte er ebenfalls ein Haar seines Bartes. Beutel und Schachteln pflegte er denen zu schenken, die ihn besuchten. Er erhielt dafür ein Gegengeschenk, wofür er sich gute Lebensmittel kaufte.

Auch sein Sohn besuchte ihn später. Da aber derselbe ein Tuchweber geworden war, so wollte der Vater nichts von ihm wissen. Mehrmals schenkte er ihm seine Barschaft, danach bat er aber, dass man den unadligen Menschen nicht mehr zu ihm lassen möchte, der so gar nichts vom Geist seines Vaters geerbt habe.

Dina war früh vor Kummer gestorben.

Vierzehn Jahre lebte Kapitän Norcroß noch im Kerker, sein braunes Haupthaar und sein langer Bart waren silberweiß geworden, aber aus den Augen sprühte immer noch das alte Feuer. Er hatte noch seine Lebensgeschichte ausgearbeitet. Dann überfiel ihn eine Krankheit, an welcher er starb. Er war ein siebzigjähriger Greis geworden und hatte einunddreißig Jahre im dänischen Kerker gesessen. Zwei dänische Könige waren unterdessen gestorben und der Dritte folgte ihm wenige Jahre nach.

Ende des dritten und letzten Teils

